



# HUGENOTTEN

73. Jahrgang Jahrgang 3/2009

Themenheft Frankenthal/Pfalz



GODEFROID HOTTON Pasteur de l'Eglise de la langue Françoise  
en Amsterdam, l'an 55. de son âge <sup>de l'âge</sup> de son ministère 50: En Amsterdam 76:  
le reste à Frankenthal, Aix, Bremen, et Lambourg, l'an dit Seigneur 768:

**Titelbild:** Godefroi Hotton. Laut Biundo 1596 zu Frankenthal geboren, Sohn des maître échevin ou lieutenant maire Jean Hotton in Stavelot bei Lamedy. In den (gedruckten) Kirchenbüchern der niederländischen und der französischen Gemeinde ist jedoch kein Taufeintrag zu finden. 15.1.1620 immatr. Heidelberg; Student in Genf und Basel; 1621-1628 Pfr. in Frankenthal; 1628 in Köln unterstützt: fungitur officio; 27.6.1629-1632 franz. Pfr. in Bremen; 1632-1634 Limburg/Habsb. Niederlande, unterstützt von hier aus die pfälzischen Gemeinden 26.11.1634-1656 Pfr. in Amsterdam, stirbt dort hoch geehrt, † 26.6.1656. Kupferstich, 1651, A. Conradus nach Zeichnung von A. Mermanns, Erkenbert-Museum Frankenthal, Inv. Nr. 364.

## Inhalt

Die Kurpfalz – Asyl für Glaubensflüchtlinge im 16. Jahrhundert von Armin Kohnle.....	S. 59
Das Wappen der Stadt Frankenthal von Franz Maier.....	S. 76
Die wallonische / französische reformierte Kirchengemeinde Frankenthal von Volker Christmann.....	S. 82
„Man muß allezeit thun waß raisonabel – es gefalle oder nicht – undt in übrigen gott walten laßen.“ Liselotte von der Pfalz und ihre Briefe von Hannelore Helfer.....	S. 92
Daniel Bernard (* 1676 Frankenthal; † 1761 Utrecht) von Albert de Lange .....	S. 100
Jochen Desel – Bibliographie 2000 bis 2008 von Walter Mogk.....	S. 109
Neuerscheinungen zum Calvin-Jahr 2009 (Teil 2) von Andreas Flick .....	S. 111
Neue Bücher und Aufsätze .....	S. 117
Buchvorstellung .....	S. 116
Kurzmeldungen .....	S. 118

## Anschriften der Verfasser

Volker Christmann, Ganghoferstraße 13, 67227 Frankenthal  
 Dr. Albert de Lange, Schumannstr. 9, 76185 Karlsruhe  
 Dr. Andreas Flick, Hannoversche Str. 61, 29221 Celle  
 Dr. Hannelore Helfer, Unteres Kilchzimmer 151, CH 4438 Langenbruck  
 Priv.-Doz. Dr. Armin Kohnle, Hist. Seminar, Grabengasse 3-5, 69117 Heidelberg  
 Dr. Franz Maier, c/o Landesarchiv Speyer, Otto-Mayer-Str. 9, 67346 Speyer  
 Dr. Walter Mogk, Freilandstraße 12, 82194 Gröbenzell

**Impressum:** Die Zeitschrift HUGENOTTEN (vormals DER DEUTSCHE HUGENOTT) wird herausgegeben von der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft e.V., Hafenplatz 9a, 34385 Bad Karlshafen. Homepage der DHG: [www.hugenotten.de](http://www.hugenotten.de) Tel: 05672-1433 / Fax: 05672-925072 / E-Mail: [dhgev@t-online.de](mailto:dhgev@t-online.de). HUGENOTTEN erscheint als Mitgliederzeitschrift vierteljährlich. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag von derzeit Euro 36,- enthalten. Einzelheft Euro 6,-. Auflage: 1500. Schriftleitung: Dr. Andreas Flick, Hannoversche Str. 61, 29221 Celle, E-Mail: [Refce@t-online.de](mailto:Refce@t-online.de) / Fon 05141/25540 / Fax 05141/907109 (presserechtlich verantwortlich). Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind die Autoren verantwortlich. ISSN 0340-3718. Konto: Kasseler Sparkasse (BLZ 520 503 53) Nr. 118 060 521. Redaktionsschluss 2.4.2009.

# Die Kurpfalz – Asyl für Glaubensflüchtlinge im 16. Jahrhundert

von Armin Kohnle

Zwischen der Mitte des 16. und dem Ende des 17. Jahrhunderts war die Kurpfalz ein – wie wir heute sagen würden – Einwanderungsland. In den schrecklichen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und im Gefolge des für unseren Raum nicht weniger verheerenden Pfälzischen Erbfolgekriegs am Ende des 17. Jahrhunderts haben viele Kurpfälzer ihr Land zwar verlassen. Bis 1618 und wieder nach 1648 überwog jedoch die Einwanderung in das Territorium am nördlichen Oberrhein und Neckar. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts änderte sich dies. Jetzt wurde die Kurpfalz zum Auswanderungsland, wobei Nordamerika bis in das 20. Jahrhundert hinein das begehrteste Ziel war.

Heute geht es nicht darum, die Ein- und Auswanderungswellen und ihre vielschichtigen Ursachen insgesamt zu untersuchen. Im Mittelpunkt soll vielmehr eine spezielle Form der Migration stehen, die Wanderung aus konfessionellen Gründen. Die Konfessionsmigration gab der Kurpfalz als Asyl für Glaubensflüchtlinge im 16. und frühen 17. Jahrhundert ein spezifisches Profil. Der Schwerpunkt meiner Ausführungen wird auf der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts liegen. Dabei geht es mir nicht speziell um Otterberg, sondern ich sehe meine Aufgabe darin, die Entstehung der Otterberger Fremdgemeinde in den allgemeinen Kontext der Konfessionsmigration in Europa und speziell in der Kurpfalz einzuordnen. Dies soll in fünf Schritten geschehen: Zunächst spreche ich (1.) über Calvinismus und Ketzerverfolgung in den Niederlanden, nehme dann die Konfessionsmigration des 16. Jahrhunderts näher in den Blick (2.) und wende mich anschließend (3.) der Kurpfalz und der Politik der pfälzischen Kurfürsten zu. Die Entstehung der Fremdgemeinden wird in einem 4. Abschnitt behandelt. Dies ist der Ort, an dem auch von Otterberg zu handeln ist. Die Konfessionsmigration in der Kurpfalz des späteren 17. und des 18. Jahrhunderts will ich (5.) wenigstens in einem Ausblick einbeziehen.

## 1. Calvinismus und Ketzerverfolgung in den Niederlanden

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts galt überall in Europa die konfessionelle Homogenität des Landes als Voraussetzung einer wohlgeordneten Regierung; dies unterschied katholische nicht grundsätzlich von evangelischen Obrigkeiten. Wo die Glaubenshomogenität gefährdet war, versuchten die Regierungen, diese notfalls unter Anwendung von Zwang zu bewahren oder wieder herzustellen. Denn die Herrscherpflicht erstreckte sich nach der im konfessionellen Zeitalter vorherrschenden Überzeugung nicht auf die leibliche Wohlfahrt der Untertanen allein, sondern auch auf deren Seelenheil. Die Bereitschaft, gewaltsame Mittel gegen religiöse Abweichler anzuwenden, die auf andere Weise von der Irrlehre nicht abzu-

bringen waren, war gleichwohl nicht überall im selben Maße ausgeprägt. Namentlich katholische Obrigkeiten fanden sich schwer mit der Existenz von Ketzern ab. Während man sich im Reich im Augsburger Religionsfrieden von 1555 nach langen Auseinandersetzungen zur endgültigen Anerkennung lutherischer Territorien hatte durchringen müssen, blieben die aus der Reformation hervorgegangenen Gemeinschaften außerhalb der Reichsgrenzen rechtlich ungesichert. Hier verbreitete sich seit der Jahrhundertmitte nicht das Luthertum, das in Deutschland und in Skandinavien dominierte, sondern der Calvinismus, der in Genf sein geistiges Zentrum hatte. In den nördlichen Niederlanden, in Frankreich, Schottland, Polen, Litauen und Ungarn wurde er zum Hauptgegner des nach dem Konzil von Trient (1545-1563) allmählich erstarkenden gegenreformatorischen Katholizismus.

Die Hauptfelder der Konfrontation mit der etablierten Kirche waren nach der Jahrhundertmitte Frankreich und die habsburgischen Niederlande, auf die es in unserem Zusammenhang besonders ankommt. König Philipp II. von Spanien (1527-1598) gilt gemeinhin als die Personifizierung eines gegenreformatorischen Herrschers. Zu seinem Erbe zählten die Reste des burgundischen Herzogtums, dessen nördlicher Teil das heutige Belgien und die Niederlande umfasste. Die siebzehn Provinzen zerfielen in einen französisch und einen niederländisch sprechenden Teil und waren schon von Karl V. weitgehend aus dem Reichsverband gelöst worden. Wirtschaftlich zählten Flandern und Brabant mit der großen Handelsstadt Antwerpen zu den am weitesten entwickelten Gegenden Europas, andere Provinzen hingegen lebten noch weitgehend von der Landwirtschaft. Die habsburgische Regierung in Brüssel, die vor allem in der Zeit Philipps II. eine Politik der Zentralisierung von Verwaltung, Rechtspflege und Steuergesetzgebung betrieb, stieß überall auf die traditionellen Privilegien und Gewohnheiten der Provinzen, über deren Einhaltung die Ständeversammlungen („Staaten“) eifersüchtig wachten.

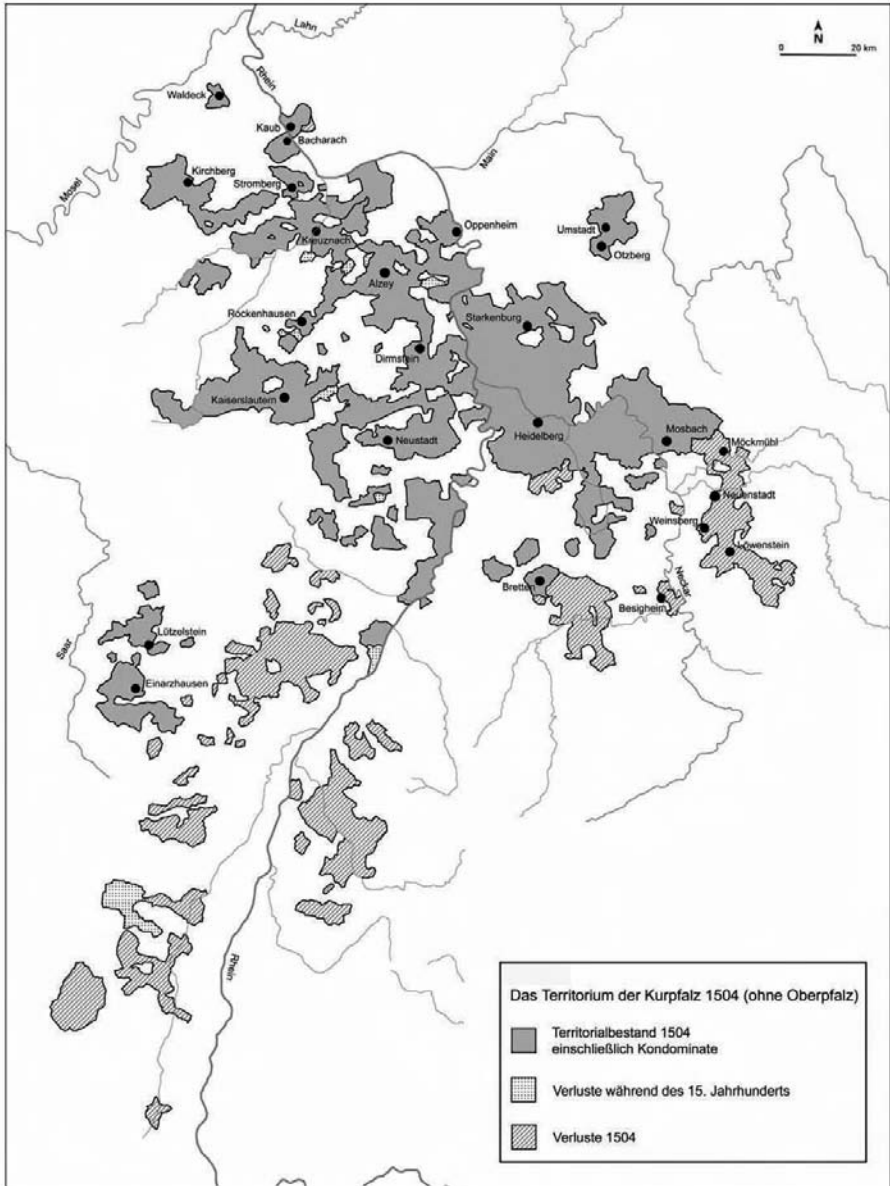
Zu den zahlreichen politischen Problemen trat seit der Mitte des 16. Jahrhunderts das konfessionelle. Der Einfluss der lutherischen Reformation auf die Niederlande war immer begrenzt gewesen, nicht zuletzt durch die jahrzehntelange rigorose und letztlich erfolgreiche Unterdrückungspolitik Karls V. Nicht verhindert hat sie allerdings die Ansiedlung von Täufergruppen seit den 1530er Jahren. Zwei Jahrzehnte später begann sich die Situation durch die Ausbreitung des Calvinismus zu verschärfen. Sympathisanten Calvins finden sich zuerst in Tournai, Brügge, Gent, Oudenaarde und Antwerpen, das heißt im höherentwickelten südlichen Teil der habsburgischen Niederlande, während nördlich des Rheins vor der Mitte der 1560er Jahre kaum calvinistische Gemeinden anzutreffen sind. Auch wenn die Ketzerbewegung seit etwa 1565 rasch anwuchs, erfasste sie doch nur eine kleine Minderheit der Bevölkerung. Die Masse blieb der alten Kirche treu,

was in dieser Zeit jedoch nicht gleichbedeutend war mit einem ausgeprägten konfessionellen Bewusstsein. Noch waren die Übergänge fließend, und auch die Zahl der unversöhnlichen Katholiken, die ein durch Trient geprägtes gegenreformatorisches Bewusstsein hatten, war relativ gering. Die Mehrheit war äußerlich katholisch, aber undogmatisch oder indifferent, jedenfalls ausgleichsbereit. Im wirtschaftlich hoch entwickelten Süden der Niederlande schritt die konfessionelle Polarisierung insgesamt schneller voran als im Norden.

Damit ist der Hintergrund der niederländischen Konfessionsmigration aber noch nicht vollständig skizziert. Es ist zwar richtig, dass es offizielle Regierungspolitik war, die Häresie in jeder Form streng zu verfolgen. Ebenso zutreffend ist jedoch, dass der in der Mitte der 1560er Jahre ausbrechende Aufstand gegen die spanische Herrschaft nicht ausschließlich konfessionelle Ursachen hatte, sondern auch politische. Der Widerstand richtete sich gegen die Zentralisierungsversuche der Brüsseler Regierung. Der konfessionelle Aspekt erhielt seine Bedeutung dadurch, dass die barbarischen Repressionsmaßnahmen Philipps II. zu einer Radikalisierung der Opposition führten. Philipp II. verteidigte die Einheit von Staat und Kirche mit aller Gewalt. Auf Plakaten drohte man notorischen Ketzern mit dem Scheitern, was sich ebenso auf Widerrufswillige bezog wie auf diejenigen, die auch nur ein ketzerisches Buch besaßen. Viele Menschen, nicht nur Calvinisten, sondern auch Täufer und protestantisierende Katholiken, fielen dieser Politik zum Opfer. Die Führer der Opposition, Prinz Wilhelm von Oranien und Graf Lamoraal van Egmont, verlangten nicht nur politische Freiheit, sondern zugleich die Einstellung der Ketzerverfolgungen. 1565 machte Philipp II. aber allen Hoffnungen ein Ende, indem er die Verfolgungspolitik einschärfte.

Im August 1566 entluden sich die Spannungen in einem Bildersturm der bisher verfolgten Protestanten, die Kirchen und Klöster zerstörten. Der Statthalterin Philipps II., Margarethe von Parma, entglitt die Situation immer mehr; schließlich gab sie nach: Calvinistische Predigt wurde unter bestimmten Bedingungen erlaubt. Philipp II. dachte aber nicht daran, seine Politik zu ändern. Anfang 1567 stellten Regierungstruppen die alte Ordnung wieder her, der Katholizismus blieb die einzig erlaubte Religion. Im August 1567 übernahm der Herzog von Alba mit spanischen und italienischen Elitetruppen die Herrschaft, die nachgiebigere Margarethe musste gehen. Ein „Rat der Unruhen“ wurde installiert, um die Schuldigen zu bestrafen. Darunter fielen nicht nur Bilderstürmer und Aufständische, sondern alle, die den Calvinisten Zugeständnisse gemacht hatten. Die Ketzerverfolgungen setzten jetzt erst richtig ein. Mehr als 1000 Todesurteile und etwa 10.000 Güterkonfiskationen wurden verhängt. Hinzu kamen hohe Steuern und Abgaben, Einquartierungen und andere Schikanen. Tausende von

Niederländern verließen ihre Heimat. Von ihnen fanden viele ein Asyl in der Kurpfalz.



Das Territorium der Kurpfalz 1504

## 2. Die niederländische Konfessionsmigration des 16. Jahrhunderts

Die Wechselfälle des achtzigjährigen Krieges gegen Spanien, der 1648 mit der Anerkennung der staatlichen Unabhängigkeit der nördlichen Niederlande endete, sind hier nicht weiter zu schildern. Es genügt der Hinweis, dass die von Philipp II. über Jahrzehnte gewalttätig festgehaltene Einheit von Staat und Kirche dazu geführt hat, dass die konfessionelle Polarisierung, also die Entscheidung zwischen Genf und Rom, immer weiter voranschritt. Das Ergebnis war die politische Trennung in die Republik der Vereinigten Provinzen im Norden mit einer dominierenden reformierten Kirche und die südlichen habsburgischen Niederlande, wo die spanischen Landesherrn den Katholizismus kräftig restaurierten.

Die Flucht der calvinistischen Niederländer ist im historischen Bewusstsein weniger verankert als die Wanderungen der Hugenotten und Salzburger nach Preußen im späteren 17. Jahrhundert. Der Flüchtlingsstrom der Niederländer erreichte seinen Höhepunkt zwischen 1567 und etwa 1590, stand also in unmittelbarem Zusammenhang mit der Politik Albas und seines Nachfolgers Alexander Farnese. Der überwiegende Teil der Exulanten bekannte sich zum Calvinismus, doch waren gelegentlich auch Lutheraner und Anabaptisten, ja sogar Katholiken unter ihnen. Denn die Flucht war eben nicht nur eine Flucht vor Glaubensverfolgung (aller Heterodoxen im Süden, der Katholiken im Norden), sondern auch vor den wirtschaftlichen und sozialen Folgen der spanischen Unterdrückungspolitik. Über die Größenordnung des Flüchtlingsstroms schwanken die Schätzungen zwischen 50.000 und einer halben Million Menschen; Heinz Schilling schätzt die Zahl der Exulanten realistisch auf etwa 100.000 Personen.

Hauptauswanderungsgebiet waren die südlichen, unter spanischer Herrschaft verbleibenden Niederlande. Die nördlichen Provinzen waren nur in der Anfangsphase beteiligt, also bis in die 1570er Jahre hinein, doch setzte hier mit der Zurückdrängung der Spanier und der Durchsetzung des Calvinismus eine Rückkehrbewegung ein. Aus den südlichen Niederlanden aber ergoss sich ein Exulantenstrom über ganz Europa. Das Ausweichen in benachbarte Gebiete, das heißt nach Nordfrankreich und Nordwestdeutschland, war eine nahe liegende Entscheidung, doch zogen viele Exulanten auch weiter nach England, Skandinavien, Polen oder in entferntere Gegenden des Reiches. Ein wichtiges Aufnahmegebiet für Flüchtlinge aus den südlichen Landesteilen wurde seit den 1580er Jahren außerdem die Nordniederländische Republik.

Lassen wir die übrigen europäischen Länder für den Augenblick beiseite und werfen einen genaueren Blick auf die Einwanderung nach Deutschland. Hier finden sich niederländische Ansiedlungen fast in allen größeren Städten von Augsburg und Nürnberg im Süden, Danzig und Leipzig im Osten. Die Masse der Exulanten siedelte in den an die Niederlande angrenzenden Gebieten. In Norddeutschland sind zu nennen: Emden, Bre-

men, Hamburg, Stade, Altona. Im Rheinland: Aachen, Köln, Wesel, Duisburg. Auf der Höhe des Mittelrheins nahm die Reichsstadt Frankfurt am Main zahlreiche Flüchtlinge auf, noch weiter den Rhein hinauf die Kurpfalz.

Die Probleme, die sich durch die Aufnahme von Flüchtlingen ergaben, waren von Ort zu Ort verschieden. In einigen Städten stellen die niederländischen Immigranten während der 1560er und 1570er Jahre einen erheblichen Anteil an der Bevölkerung: in Emden und Wesel 40 Prozent, in Aachen und Frankfurt immerhin zwischen 10 und 20 Prozent, in Hamburg und Köln weniger als 5 Prozent. Die Integrationschancen hingen wesentlich von drei Faktoren ab: von den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen in der aufnehmenden Stadt, von der Zusammensetzung der Fremdenansiedlung selbst und nicht zuletzt von der konfessionellen Ausrichtung der Zufluchtsorte. Zwei Gruppen von Flüchtlingen sind zu unterscheiden: die französisch sprechenden Wallonen und der niederländisch oder flämisch sprechende Teil der Flüchtlinge. Üblicherweise bildeten sich im Zielland entsprechend auch immer eine wallonische und eine niederländische Flüchtlingsgemeinde. Die soziale Schichtung der Exulanten ist kaum auf einen Nenner zu bringen, hing diese doch stark von der Verfolgungssituation im Herkunftsgebiet ab. Als Trend lässt sich angeben, dass die frühesten Flüchtlinge eher den unteren Gesellschaftsschichten angehörten (kleine Kaufleute, Handwerker, Gesellen, Lohnarbeiter), während der Anteil der wohlhabenden Kaufleute, der Unternehmer und Bankiers bis 1580 immer weiter zunahm. Dies hing vor allem mit der Rekatholisierung der Wirtschaftszentren Brüssel, Gent und vor allem Antwerpen zusammen.

Integration und Assimilation glückten dort am besten, wo sich die konfessionellen und sozio-ökonomischen Verhältnisse von Flüchtenden und Aufnehmenden ähnelten. Dies war der Fall in Emden. In überwiegend katholischen Städten wie Aachen oder Köln musste die Integration spätestens in dem Augenblick scheitern, in dem eine Wendung zur Gegenreformation einsetzte, was zu Beginn des 17. Jahrhunderts der Fall war. Die am Zufluchtsort von der Glaubensverfolgung eingeholten Niederländer mussten jetzt erneut fliehen, häufig auf das umliegende Land. Schwierig war es in der Regel auch in lutherischen Reichsstädten wie Hamburg und Frankfurt, wo die Calvinisten zwar geduldet wurden und wirtschaften durften, wo sie aber keine Chance hatten, in das Patriziat aufzusteigen und wo Zünfte und lutherische Geistlichkeit ihnen viele Probleme bereiteten. Sehr viel günstiger waren die Bedingungen dort, wo Exulantenstädte neu gegründet wurden, denn das bedeutete, dass man auf ein Zunftbürgertum und auf einen städtischen Rat keine Rücksicht zu nehmen brauchte. Hier legte der Landesherr die Ansiedlungsbedingungen fest. Damit bin ich bei der Kurpfalz.



### 3. Die Kurpfalz und die Religionspolitik der Kurfürsten

Während der Calvinismus in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts einen Siegeszug durch Europa antrat – zur Mehrheitskonfession wurde er außer in den nördlichen Niederlanden aber nur in Schottland –, blieb er im Reich ein Randphänomen. Eine Reihe kleinerer politischer Einheiten ging nach der Mitte des 16. Jahrhunderts zur reformierten Konfession über: die Grafschaften Ostfriesland, Bentheim, Lippe, Sayn, Nassau-Dillenburg, Wittgenstein und andere; später folgten Territorien wie Anhalt (1596) und Hessen-Kassel (1605). Das einzige calvinistische Großterritorium im Reich war jedoch die Kurpfalz. Unproblematisch war dies nicht, denn es war umstritten, ob auch die Calvinisten unter die Formel der „Augsburgischen Konfessionsverwandten“ fielen, die im Religionsfrieden von 1555 die reichsrechtliche Anerkennung erhalten hatten.

Die Kurpfalz war ein Spätling unter den reformatorischen Territorien des Reiches. Erst Kurfürst Ottheinrich hatte 1556 die lutherische Reformation eingeführt, allerdings nach einer jahrzehntelangen Phase der Vorreformation. Trotz seiner nur drei Jahre dauernden Herrschaft als Kurfürst (1556-1559) hat Ottheinrich politisch viele Weichen für seine Nachfolger gestellt. Dies galt einmal für sein Auftreten im Reich. Ottheinrich wollte den Status quo von 1555 zugunsten der evangelischen Stände revidieren, und zwar in doppelter Hinsicht: durch allgemeine Freistellung der Religion und durch Beseitigung des sogenannten geistlichen Vorbehalts des Religionsfriedens, der die geistlichen Territorien vor dem Eindringen der Reformation schützen sollte. Dies führte bald zu Spannungen mit den lutherischen Ständen, vor allem Kursachsen und Kurbrandenburg, die den Status quo von 1555 als Errungenschaft betrachteten und nicht gefährden wollten, aber auch mit dem Kaiser, der ein Fortschreiten der Reformation verhindern wollte. Ottheinrichs Politik der aktiven Beförderung reformatorischer Interessen im Reich wurde von seinen Nachfolgern fortgeführt. Diese übernahmen auch Ottheinrichs antihabsburgische Ausrichtung und bemühten sich wie dieser um die theologische und politische Einigung der Evangelischen, um die gemeinsamen Interessen besser durchsetzen zu können.

Ottheinrichs Politik war in der Kurpfalz auch in anderer Hinsicht traditionsbildend, denn sie hatte eine internationale Dimension. Der Übergang zur Reformation hat der Kurpfalz in Europa größere Beachtung eingetragen. Noch 1556 warb König Heinrich II. von Frankreich bei Kurpfalz, Württemberg, Baden und Hessen um ein Bündnis gegen den Kaiser. Daraus wurde nichts, nicht zuletzt wohl deshalb, weil sich Ottheinrich von der Unterdrückungspolitik des französischen Königs gegenüber den Hugenotten abgestoßen fühlte. 1557 kamen die Führer der französischen Calvinisten, Beza und Farel, nach Heidelberg, um die Hilfe des Pfälzers anzurufen. Immerhin erreichten sie, dass sich der Kurfürst schriftlich für sie einsetzte. Auf den Vorschlag der Königin Elisabeth von England, ein protestantisches Bündnis

gegen Habsburg und Frankreich aufzubauen, ging Ottheinrich nicht ein. Er hat offenbar die begrenzten Möglichkeiten seines Territoriums erkannt und sich außerhalb des Reiches auf das beschränkt, was er bieten konnte: christliches Mitleid und Fürsprache. Weder im Falle der Hugenotten noch etwa bei den Waldensern, für die er sich ebenfalls einsetzte, haben für ihn die theologischen Unterschiede eine maßgebliche Rolle gespielt.

Für Ottheinrichs Religionspolitik innerhalb seines Landes ist eine erhebliche Offenheit und Ausgleichsbereitschaft kennzeichnend, allerdings mit der wichtigen Einschränkung: sofern es sich nicht um Katholiken handelte. 1557 ließ er in Pfeddersheim ein Religionsgespräch seiner Theologen mit Täuferführern veranstalten, offenbar in der Absicht, sie zum Luthertum zu bekehren. Obwohl dies nicht gelang, blieben die Täufer in der Kurpfalz zwar nicht unbehelligt, wurden aber auch nicht verfolgt. Der Kurfürst duldete in seinem Land nicht nur Gnesiolutheraner, sondern ebenso Philippisten, Zwinglianer und Calvinisten. Die intensiveren Kontakte zum westeuropäischen Protestantismus, die freilich schon unter seinem Vorgänger Friedrich II. eingesetzt hatten, trugen zu dieser Offenheit einiges bei. Schon Ottheinrich machte die Kurpfalz zum *asylum haereticorum*, indem er Glaubensflüchtlinge aufnahm. Die prominentesten unter ihnen waren der Theologe Pierre Boquin, ehemaliger Karmeliterprior aus Bourges, und der Theologe und Mediziner Thomas Erastus, die an der Universität Heidelberg unterkamen. Ottheinrich gab mit seiner Glaubenssolidarität über die Landesgrenzen hinaus ein weiteres Mal ein Muster vor, an das seine Nachfolger anknüpften.

Mit Ottheinrich ist die ältere Linie der pfälzischen Kurfürsten ausgestorben. Sein Nachfolger Friedrich III. (1559-1576) aus dem Haus Pfalz-Simmern, der später den Beinamen „der Fromme“ erhielt, neigte persönlich dem Calvinismus zu, was nach dem *Cuius-regio-eius-religio-Prinzip* des Augsburger Religionsfriedens nichts anderes bedeutete, als dass das gesamte Land der Konfessionsentscheidung des Fürsten folgen musste. In keinem anderen Territorium des Reiches hat sich dieses Prinzip so häufig und so dramatisch ausgewirkt wie in der Kurpfalz. Die Umformung in ein calvinistisches Territorium erfolgte schrittweise zwischen 1561, als der Abendmahlsritus geändert und das Brotbrechen eingeführt wurde, und 1563/64. Höhepunkt war die Veröffentlichung des Heidelberger Katechismus 1563, der später als Bekenntnisschrift des Reformiertentums internationale Anerkennung gefunden hat. Die theologische Selbständigkeit der Pfälzer gegenüber der Genfer Tradition kam etwa darin zum Ausdruck, dass die für die Genfer Theologie so wichtige Prädestinationslehre im Heidelberger Katechismus fehlte. Auch das strenge Gemeindeprinzip, wie es in Genf oder in den Hugenottengemeinden in Frankreich teilweise verwirklicht wurde, ließ sich auf ein Territorium wie die Kurpfalz nicht ohne weiteres übertragen, weil es hier einen Landesherrn gab mit dem Anspruch, seine Kirche selbst

zu leiten. Deshalb hat die Kurpfalz eine Mischform ausgebildet zwischen presbyterial-synodaler Organisation „von unten“ und starken kirchenleitenden Rechten des Kurfürsten.



*Kurfürst Friedrich III. (1559-1576)*

Wie in lutherischen Territorien war es letztlich aber auch in der Kurpfalz der Landesherr, der die Religionspolitik machte, auch die pfälzische Landeskirche war eine Staatskirche. Friedrich III. hat die Umgestaltung der pfälzischen Kirche konsequent vorangetrieben. Die Kirchen wurden purifiziert, das heißt Altäre, Bilder, Statuen, Kruzifixe, liturgische Gewänder und Gefäße, Sakramentshäuschen verschwanden, die Kirchen bekamen einen einfachen Tisch und schlichtes Abendmahlsgerät. Die Pfälzer Klöster wurden aufgelöst, sofern sie noch bestanden, insgesamt wohl an die vierzig. Wo Mön-

che und Nonnen sich weigerten, wurden sie mit physischer Gewalt aus den Klöstern entfernt. Die Kirchengüter wurden eingezogen, wobei allerdings darauf geachtet wurde, dass sie nicht entfremdet wurden für profane Zwecke. Die Umformung erstreckte sich natürlich auch auf die Universität Heidelberg, die schon unter Ottheinrich evangelisch geworden war, jetzt aber zu einem „deutschen Genf“ gemacht wurde. Friedrich berief vor allem an die Theologische Fakultät namhafte reformierte Gelehrte aus dem Ausland, zum Beispiel die Italiener Girolamo Zanchi und Emanuele Tremellio. Beim Tod Friedrichs III. waren von allen Heidelberger Professoren nur zwei gebürtige Pfälzer. Diese reformierten Glaubensflüchtlinge begründeten den internationalen Ruf und das hohe Ansehen der Heidelberger Universität als „drittes Genf“ nach Genf selbst und dem niederländischen Leiden.

In Friedrichs Außenpolitik hatte die Konfession den Vorrang vor politischen Überlegungen. Um dies zu erklären, muss die politische Theologie des Calvinismus als Hintergrund beachtet werden: In Calvins Theologie ist jeder Gläubige aufgefordert, das Königreich Gottes zu befördern und falsche Lehre zu bekämpfen. Dies galt auch und besonders für die Obrigkeit, die die Aufgabe hat, die Kirche und die wahre Lehre zu schützen. Die weltliche Gewalt wird also unmittelbar für die Reformation in Dienst genommen; sie kann zwar nicht den rechten Glauben beim Einzelnen erzwingen, wohl aber äußere Konformität. Wo das Luthertum die beiden Reiche (zumindest theoretisch) streng zu trennen versucht, sind Politik und Religion im Calvinis-

mus viel direkter aufeinander bezogen. Man hat dafür einmal das Bild einer Ellipse gebraucht, in der Staat und Kirche die beiden Brennpunkte bilden. Aus dieser Konzeption resultierten eine viel aktivere Rolle des Staates bei der Verbreitung der wahren Lehre und eine Tendenz, konfessionelle vor politische Interessen zu stellen. Damit einher geht eine Lehre vom aktiven Widerstandsrecht, die der Calvinismus in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts herausgebildet hat. Während im Luthertum das Widerstandsrecht in ganz engen Grenzen gehalten wird, ist die politische Theologie des Calvinismus viel offensiver: Widerstand gegen einen zum Tyrannen entarteten Herrscher ist erlaubt, um unrechtmäßige Gewalt abzuwehren. Daraus resultierte im Falle der Kurpfalz eine Politik der Opposition gegen die Habsburger im Reich, im Ausland aber die Unterstützung der Glaubensbrüder gegen die jeweilige tyrannische Obrigkeit.

Die Reichspolitik Friedrichs III. war entsprechend einseitig konfessionell geprägt, eine Haltung, die damals schon ziemlich unmodern war. Er kämpfte unverdrossen gegen den Geistlichen Vorbehalt, forderte die Freistellung

aller Untertanen, so dass sie das Evangelium annehmen konnten (allerdings keine Möglichkeit zur Konversion zum Katholizismus!). Und Friedrich blickte nicht nur ins Reich, sondern auch auf die Nachbarländer. Der internationale Horizont seiner Politik ergab sich einmal aus der Lage der Kurpfalz an der Westgrenze des Reiches und damit am Rande der großen Konfliktzone Spanien – Frankreich – Niederlande, dann aber vor allem aus der Internationalität des Calvinismus selbst. Der calvinistische Internationalismus zeigte sich vor allem in Friedrichs Westeuropapolitik, die man treffend als „Religionsaußenpolitik“ bezeichnet hat. Friedrich glaubte, einer spanisch-papistischen Weltverschwörung gegen die Evangelischen unermüdlich entgegenzutreten zu müssen. Ständig warb er im Reich um Unterstützung für die Hugenotten und die verfolgten Niederländer. Er selbst half den Glaubensbrüdern im Ausland durch Geld,



*Kuradministrator Johann Casimir  
(1583-1592)*

Werbeerlaubnis in der Pfalz, Propaganda und als letztem Mittel auch durch direkte militärische Intervention. In diesen Zusammenhang gehört die Aufnahme von Glaubensflüchtlingen in der Kurpfalz.

Die Hauptfelder der Politik Friedrichs waren Frankreich und die Niederlande. Dabei setzte er zunächst noch auf Verhandlungen mit der französischen Krone, doch als diese nicht zu einer Beruhigung der Hugenottenkriege führten, griff er zu drastischeren Maßnahmen. 1567 brach sein Sohn Johann zur Unterstützung der Hugenotten mit Truppen nach Frankreich auf, kam jedoch nicht mehr zum Einsatz, weil ein Frieden geschlossen worden war. 1575 zog Johann Casimir erneut nach Frankreich, allerdings wieder ohne Erfolg. 1574 zog Friedrichs jüngster Sohn Christoph in die Niederlande, um den Aufständischen gegen Spanien zu helfen. Er kam in einer Schlacht ums Leben. Eine Verbindung mit Königin Elisabeth von England gegen Spanien, die Friedrich gerne angebahnt hätte, stieß bei der Königin auf wenig Interesse. So blieb die aktivistische und interventionistische Politik Friedrichs III. letztlich ohne Erfolg.

Friedrichs ältester Sohn und Nachfolger Ludwig VI. war Lutheraner. Er hatte die letzten Jahre als Statthalter in der lutherisch gebliebenen Oberpfalz zugebracht. Friedrich III. versuchte durch Testament, die konfessionelle Entwicklung in der Kurpfalz gegen den lutherischen Nachfolger abzusichern. Deshalb war nach vielen Jahrzehnten erstmals wieder eine Landesteilung vorgesehen: Sein jüngerer Sohn Johann Casimir, ein überzeugter Reformierter, wurde mit einem Territorium Pfalz-Lautern um Kaiserslautern und Neustadt ausgestattet, zu dem auch die Flüchtlingshochburg Frankenthal gehörte. Auf diese Weise war wenigstens sichergestellt, dass das Reformiertentum in einem Teil des Landes fortbestehen würde. Friedrich III. starb 1576. Sein Sohn hat sich, wie zu erwarten, um die konfessionellen Bestimmungen im Testament seines Vaters nicht gekümmert, sondern die Pfalz – mit Ausnahme des Teilfürstentums Pfalz-Lautern – wieder zum Luthertum zurückgeführt.

Dies bedeutete aber zugleich, dass das reformierte Personal seines Vorgängers, zuvorderst geistliche und weltliche Räte, Pfarrer und Heidelberger Professoren, ausgetauscht und durch Lutheraner ersetzt wurde. Man hat ausgerechnet, dass etwa 500 bis 600 Personen mit ihren Familien infolge des Konfessionswechsels die Kurpfalz verlassen haben, unter ihnen auch Glaubensflüchtlinge, die sich unter Friedrich III. niedergelassen hatten. Wenn sie die Kurpfalz nicht ganz verlassen wollten, hatten sie immerhin die Möglichkeit, in den kleinen Landesteil Johann Casimirs überzuwechseln, der für die reformierten Pfälzer jetzt zu einem, wenn man so will, innerpfälzischen Asyl wurde. Für die Heidelberger Professoren wurde 1578 eine eigene Hochschule in Neustadt gegründet, das Casimirianum. So wie Johann Casimir die konfessionelle Politik seines Vaters fortsetzte, setzte er auch dessen „Religionsaußenpolitik“ fort. Die Felder waren wiederum

Frankreich und die Niederlande, wo Johann Casimir den bedrängten Glaubensgenossen zu Hilfe kommen wollte. 1578/79 unternahm er mit 15.000 Mann einen Zug in die Niederlande, der ihm außer immensen Schulden lediglich den Hosenbandorden der Königin Elisabeth von England einbrachte. Im Reich intervenierte er zugunsten der Evangelischen im Kölner Krieg, der für ihn zu einem militärischen Desaster zu werden drohte, aus dem er sich gerade noch einmal herauswand, als die Nachricht vom Tod seines Bruders Ludwig ihm eine Ausrede lieferte, seine Truppen abzuziehen.

Mit dem Tod Ludwigs VI. 1583 war das lutherische Zwischenspiel in der Kurpfalz zu Ende. Zwar hatte Ludwig alles versucht, um den Fortbestand des Luthertums zu sichern, weil sein Sohn noch minderjährig war, doch Johann Casimir riss die Macht als Administrator für das Kind an sich und betrieb eine rigorose Politik der Recalvinisierung. Seine Religionsaußenpolitik führte Johann Casimir auch als Kuradministrator fort. 1587 engagierte er sich erneut in Frankreich, indem er ein 15.000 Mann starkes Heer ausrüstete, um den Hugenotten zu Hilfe zu kommen. Die Expedition verlief kläglich, die Pfälzer wurden geschlagen und mussten Frankreich fluchtartig verlassen. Nicht besser erging es einem mit englischem Geld finanzierten Heer, das 1591 unter Christian von Anhalt nach Frankreich ging.

Im Innern nahm die Kurpfalz seit 1583 für mehrere Jahrzehnte eine von Konfessionswechseln unbelastete Entwicklung, die erst durch die Besetzung durch bayerische und spanische Truppen während des Dreißigjährigen Krieges und die folgende Rekatholisierung unterbrochen wurde. Am Ausbruch des Krieges war die Kurpfalz bekanntlich nicht unschuldig. Die Annahme der böhmischen Königskrone durch den Winterkönig Friedrich V., einer der Auslöser des Krieges, stand durchaus in der Tradition der kurpfälzischen Religionsaußenpolitik, die die eigenen Kräfte stets überschätzt hatte und nur darauf schaute, welche Möglichkeiten zur Verbreitung des Reformiertentums sich ergaben.

#### **4. Die Fremden Gemeinden in der Kurpfalz**

Ich will an dieser Stelle die Betrachtung der Religionspolitik der pfälzischen Kurfürsten abbrechen und auf die Fremden Gemeinden zu sprechen kommen. Es müsste deutlich geworden sein, dass seit den Tagen Ottheinrichs die Aufnahme reformierter Glaubensflüchtlinge zur politischen Tradition der Kurpfalz gehörte. Friedrich III. hat die konfessionelle Solidarität mit den westeuropäischen Calvinisten gesteigert zur „Religionsaußenpolitik“, wie sie bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts betrieben wurde. Die Aufnahme der aus ihrer Heimat vertriebenen Glaubensbrüder war Bestandteil dieser Politik, die aber weit darüber hinausging. Sicher wäre es verkehrt, dies als ganz selbstloses Verhalten zu interpretieren, denn in einer Zeit, in der Bevölkerung als Wohlstandsfaktor galt, brachte die Aufnahme von Flüchtlin-

gen, noch dazu von hoch qualifizierten und spezialisierten, auch ökonomische Vorteile für das aufnehmende Land. Und auch auf Seiten der Flüchtlinge spielten ökonomische und politische Motive eine Rolle. Und dennoch war das konfessionelle Motiv von überragender Bedeutung, wie der Blick auf die Exulanten in der Kurpfalz zeigt.

Die ersten Glaubensflüchtlinge, die in der Kurpfalz ein Asyl erhielten, waren Engländer, die vor der 1553 einsetzenden Rekatholisierung ihres Landes unter der blutigen Maria flohen. Sie fanden vorübergehend in Heidelberg ein Asyl, kehrten nach Marias Tod 1558 aber wieder zurück. Im Unterschied zu den Engländern ließen sich die niederländischen und französischen Flüchtlinge der kommenden Jahre auf Dauer in der Kurpfalz nieder.

Die älteste Flüchtlingsgemeinde war die in Frankenthal. Die Vorgeschichte spiegelt die schon erwähnten Schwierigkeiten der Integration wider, denn die Kurpfalz war nicht die erste Wahl der Niederländer. 1554/55 hatten sich zunächst in Frankfurt am Main eine wallonisch-französische und eine flämisch-niederländische Flüchtlingsgemeinde gebildet. Die Exulanten waren über England an den Main gekommen, vertrieben von der blutigen Maria. Die Reichsstadt Frankfurt war lutherisch, die Aufnahme der Welschen, wie sie genannt wurden, war wohl überwiegend wirtschaftlich motiviert. Um 1561 umfassten die Frankfurter reformierten Fremdenkirchen wohl an die 2000 Personen. 1557 anerkannten sie die *Confessio Augustana* als verbindlich, was für den enormen Konformitätsdruck spricht, dem sie ausgesetzt waren. Dennoch erhoben die lutherischen Geistlichen den Vorwurf, Lehre und Zeremonien der Niederländer entsprächen nicht dem, was reichsrechtlich anerkannt sei. Schon damals intervenierte Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz für die Exulanten, konnte aber nicht verhindern, dass diesen 1561 der Gottesdienst verboten wurde. 62 Familien, die meisten Flamen aus dem südwestlichen Flandern, wo ein hoch entwickeltes Textilgewerbe existierte, verließen daraufhin die Stadt und zogen unter Führung ihres Predigers Petrus Dathenus nach Frankenthal, wo ihnen das säkularisierte Augustinerchorherrenstift Großfrankenthal als Unterkunft angewiesen wurde.

Das Verhältnis zur Kurpfalz wurde am 13. Juni 1562 in einer Kapitulation geregelt, die zum Vorbild für die weiteren kurpfälzischen Ansiedlungsprivilegien wurde. Kurfürst und Neuansiedler schlossen einen Vertrag, in dem zunächst die Klostergebäude an die Neusiedler verpachtet wurden. Diese hatten dem Kurfürsten zu huldigen und wurden damit zu Untertanen der Pfalz. Die wichtigsten Vereinbarungen betrafen die Religion: Maßgeblich war die kurpfälzische Kirchenordnung, an die sich auch die Neuankömmlinge zu halten hatten, doch durften die Exulanten mit Zustimmung des Kirchenrats, der auch in allen Streitfällen zuständig war, ihren Pfarrer wählen und den Gottesdienst in der eigenen Sprache abhalten. Der Rest des Vertrags legte die Rechte und vor allem die Pflichten der neuen Untertanen

fest, die dem Amt Neustadt unterstellt wurden. Dabei galt, dass alle in der Kurpfalz geltenden Vorschriften auch für die Frankenthaler gelten sollten, die keine besonderen Vergünstigungen erhielten, außer dass sie vom üblichen Einzugsgeld in Höhe von vier Gulden befreit waren. Dennoch waren diese Bedingungen offenbar attraktiv genug, um neue Flüchtlinge anzulocken, diesmal vor allem Wallonen, die 1566 schon so stark waren, dass sie Gottesdienst in ihrer eigenen Sprache verlangten.

Fast gleichzeitig mit Frankenthal entstanden weitere Exulantengemeinden in Schönau im Odenwald, in Heidelberg und 1567 in St. Lambrecht bei Neustadt. Nicht klar zu datieren ist die Gründung der Flüchtlingsgemeinde in Eußerthal (Amt Germersheim, ebenfalls 1562?), wo wie in Frankenthal, Schönau (ehemalige Zisterzienserabtei), Lambrecht und später auch Otterberg ehemalige Klostergebäude, eine Klosterkirche und Klosterbesitz zur Verfügung standen, die von den Flüchtlingen genutzt werden konnten. In den genannten Fällen regelten Kapitulationen das künftige Verhältnis der Exulanten zur Kurpfalz; nur für Heidelberg liegt ein solcher Text nicht vor. Heidelberg bildete insofern eine Ausnahme, als an den übrigen genannten Orten die Möglichkeit bestand, eine Gemeinde völlig neu zu errichten unter Bedingungen, die der Kurfürst selbst festlegte. In Heidelberg mussten sich die Flüchtlinge in eine schon bestehende Gemeinschaft einfügen. Dies gelang offensichtlich ohne größere Probleme. Petrus Dathenus wurde vom Kurfürsten an die Spitze der Heidelberger Wallonen gestellt und hatte als Hofprediger und Mitglied des Kirchenrates bald erheblichen Einfluss. Diesen nutzte er, um den Kurfürsten zu einer strengen Calvinisierung und zu der skizzierten interventionistischen Religionsaußenpolitik zu bewegen. Die Entwicklung in Heidelberg und Schönau wurde durch die lutherische Restauration nach dem Tod Friedrichs III. 1576 jäh unterbrochen.

Auch in Schönau regelte eine Kapitulation (25. Juni 1562) die Ansiedlung von 35 Familien, überwiegend Wallonen, die aus Frankfurt kamen. Die Ansiedlungsbedingungen entsprachen in etwa denen von Frankenthal. Die Schönauer Exulantengemeinde wuchs in wenigen Jahren auf etwa 200 Familien. Im März 1577 forderte Kurfürst Ludwig VI. die Schönauer auf, sich binnen drei Wochen zum Luthertum zu bekennen oder das Land zu verlassen. Hier wird ganz deutlich, dass die konfessionelle Homogenität des Landes den Vorrang hatte vor wirtschaftlichen Überlegungen, denn Ludwig nahm den Verlust von qualifizierter Bevölkerung und von Steuerzahlern hin. Jetzt wirkte sich aus, dass Friedrich III. für Johann Casimir ein Nebenland Pfalz-Lautern geschaffen hatte, in dem der Calvinismus überdauerte. Die Heidelberger Wallonen verstärkten im Wesentlichen die Fremdengemeinde in Frankenthal. Ungefähr 100 Schönauer Familien, also deutlich mehr als die Erstbesiedler von Frankenthal oder Schönau, wanderten in den Landesteil Johann Casimirs aus, der sie in Otterberg ansiedelte. Die andere Hälfte blieb in Schönau zurück.



Wann die Neusiedler in Otterberg ankamen, lässt sich nicht genau feststellen. Am 15. Juni 1579 jedenfalls existierte die Gemeinschaft schon, denn an diesem Tag regelte Johann Casimir die Rechte und Pflichten der Otterberger Wallonen in einer Kapitulation, die Gerhard Kaller als das wichtigste Dokument in der Geschichte der Stadt bezeichnet hat. Es handelt sich nicht um einen originellen Text, sondern inhaltlich lehnte sich die Otterberger eng an die Frankenthaler und Schönauer Kapitulationen an, die lediglich an die örtlichen Gegebenheiten angepasst wurden. Die Otterberger Wallonen behielten zunächst die Rechte, die sie schon in Schönau besessen hatten: Nutzungsrecht der Kirche, Erlaubnis des Gottesdienstes in der eigenen Sprache, pachtweise Überlassung der Klostergüter. Obwohl Otterberg erst einige Jahre später, im März 1581, zur Stadt erhoben wurde, setzte die Kapitulation doch schon eine stadtähnliche Organisation voraus. Das Gedeihen der Siedlung war Johann Casimir offenbar ein besonderes Anliegen, denn er versuchte, sie gegen den Fall einer neuerlichen Vertreibung abzusichern, indem er seine Nachfolger verpflichtete, in diesem Fall alle entstehenden Kosten zu ersetzen. Auch bot er den Siedlern bessere Startbedingungen: Auf ein Einzugsgeld für den Landesherrn wurde verzichtet, dafür sollten die ersten 100 Familien je 2 Gulden für Gemeinschaftsaufgaben bezahlen, nach Ablauf eines Jahres waren für Neuankömmlinge 4 Gulden Einzugsgeld fällig, das sich Landesherr und Gemeinde teilten. Hinzu kamen Befreiung von Fronleistungen, der Verzicht auf einige Abgaben wie die Biersteuer und die Überlassung von Fischteichen. Wenige Wochen später (4. Juli 1579) machte Johann Casimir in einer 2. Kapitulation weitere Zugeständnisse an die Siedler hinsichtlich der Gebäudenutzung.

## **5. Ausblick**

Die Entwicklung Otterbergs und der anderen Exulantsiedlungen ist hier nicht weiterzuverfolgen. Bis auf Eußerthal entwickelten sich die Gemeinwesen bis zum Dreißigjährigen Krieg gut und trugen erheblich zum Wohlstand des Landes bei. Die Tradition der Aufnahme von Glaubensflüchtlingen wurde in der Kurpfalz auch im 17. Jahrhundert fortgesetzt. 1607 warb Kurfürst Friedrich IV. für die neu gegründete Stadt Mannheim mit wirtschaftlichen Versprechungen, die er unter anderem in französischer und niederländischer Sprache verbreiten ließ. 1608 gründete er eine Exulantsiedlung in Lixheim im Elsass. Inzwischen war es aber schwieriger geworden, Flüchtlinge für die Kurpfalz zu gewinnen. Nicht nur versiegte der Strom aus den Niederlanden, sondern die Kurpfalz hatte Konkurrenz bekommen. Auch andere Fürsten hatten inzwischen erkannt, welche Vorteile die Aufnahme von Glaubensflüchtlingen bot. 1594 erteilte Graf Johann von Diez ein Ansiedlungsprivileg, vor allem aber boten Neu-Hanau und das zweibrückische Annweiler seit den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts eine Alternative zur Kurpfalz.

Der Dreißigjährige Krieg unterbrach die Erfolgsgeschichten der kurpfälzischen Exulantengemeinden. Nach dem Krieg war der Bedarf an Bevölkerung so groß, dass Kurfürst Karl Ludwig an die Politik seiner Vorgänger anknüpfte. Zwischen 1651 und 1661 ergingen insgesamt viermal Befehle an die Untertanen, die während des Krieges das Land verlassen hatten, zurückzukommen, sonst drohte ihnen Verlust ihrer Güter. Besonderen Erfolg hatten die Aufrufe nicht. Vielversprechender war es, Bevölkerung durch Gewährung besonderer Privilegien ins Land zu locken, etwa durch Steuerfreiheit oder Prämien für den Wiederaufbau von Häusern. Auf diese Weise ist es gelungen, nach Mannheim eine erhebliche Bevölkerung zu holen, die vor allem aus den Niederlanden kam und die Stadt wieder aufbaute. In diesen Zusammenhang gehören auch die Wiederzulassung der Juden in der Pfalz und die Öffnung für andere religiöse Gruppen, wobei sich die Gewährung von Toleranz als ein ausgesprochen starkes Lockmittel erwies. Hutterer aus Mähren, polnische Sozinianer, englische Sabbatarier und Schweizer Mennoniten kamen auf diesem Weg ins Land. Neben französischen Hugenotten folgten mehrere zehntausend Schweizer Reformierte der Werbung. Aber auch Lutheraner und Katholiken aus Österreich und den spanischen Niederlanden kamen in die Pfalz. Die alten Exulantsiedlungen wurden wieder aufgebaut, daneben entstanden zahlreiche neue Siedlungen vor allem südlich von Landau (Achenweiher, Billigheim, Erlendbach, Klingen, Rohrbach, Steinweiler, Mörlheim) und im Raum Mannheim (Alsheim-Gronau, Dannstadt, Friesenheim, Mutterstadt, Oggersheim, Oppau, Ruchheim, Schauernheim, Schifferstadt, Friedrichsfeld, Oftersheim, Reilingen, Nußloch).

Glaubensflüchtlinge waren die Zugezogenen nur noch teilweise, am ehesten die Hugenotten, die vor der zunehmend aggressiven Rekatholisierung in Frankreich flohen, und die Mennoniten. Die Politik Karl Ludwigs bedeutete den Abschied vom Ideal der konfessionellen Homogenität des Landes. So erlebte die Kurpfalz als Asyl für Glaubensflüchtlinge im ausgehenden 17. Jahrhundert eine späte Blüte. Eine kurze Blüte allerdings. Nach 1685, als König Ludwig XIV. das Toleranzedikt von Nantes widerrief, ergoss sich noch einmal ein Strom von calvinistischen Glaubensflüchtlingen in die Pfalz. Im selben Jahr 1685 übernahm die katholische Linie Pfalz-Neuburg die Regierung in der Kurpfalz, wenig später begann der Pfälzische Erbfolgekrieg, der die Aufbauleistungen nach dem Dreißigjährigen Krieg vernichtete. Jetzt war die Zeit der religiösen Offenheit vorüber. Die Neuburger Kurfürsten betrieben rücksichtslose Gegenreformation. 1699 wurden die calvinistischen Glaubensflüchtlinge aus dem Land gewiesen, und die einheimische reformierte Bevölkerung wurde auf vielfältige Weise drangsaliert. Als Asyl für Glaubensflüchtlinge hatte die Kurpfalz ausgedient. Es gab bessere Alternativen, zum Beispiel Preußen. Neben der politischen und wirtschaftlichen Situation war dies der wichtigste Grund, warum die Kurpfalz seither zum Auswanderungsland wurde.

Für den vorstehenden Aufsatz wurde der ursprüngliche Vortragsstil beibehalten. An der Stelle von Einzelbelegen sei folgende ausgewählte Literatur nachgetragen:

Die Geschichte der Kurpfalz behandelt in übersichtlicher und knapper Weise Armin KOHNLE: Kleine Geschichte der Kurpfalz, 3. Aufl., Karlsruhe 2008.

Dem Phänomen der Glaubensflüchtlinge im Europa der frühen Neuzeit sind die folgenden Sammelbände gewidmet: Joachim BAHLCHE (Hg.): Glaubensflüchtlinge. Ursachen, Formen und Auswirkungen frühneuzeitlicher Konfessionsmigration in Europa, Münster 2008; ders. (Hg.): Migration und kirchliche Praxis. Das religiöse Leben frühneuzeitlicher Glaubensflüchtlinge in alltagsgeschichtlicher Perspektive, Köln/Weimar/Wien 2008. Wichtige Aufsätze zum Thema: Heinz SCHILLING: Religion, Politik und Kommerz. Die europäische Konfessionsmigration des 16. Jahrhunderts und ihre Folgen, in: Edgar J. Hürkey (Hg.), Kunst – Kommerz – Glaubenskampf. Frankenthal um 1600, Frankenthal 1995, S. 29-36; ders.: Die frühneuzeitliche Konfessionsmigration, in: Klaus J. Bade (Hg.), Migration in der europäischen Geschichte seit dem späten Mittelalter, Osnabrück 2002, S. 67-89.

Speziell zu den reformierten Glaubensflüchtlingen in der Kurpfalz vgl. Gerhard KALLER: Wallonische und niederländische Exulantsiedlungen in der Pfalz im 16. Jahrhundert, in: Oberrheinische Studien 3 (1975), S. 327-351; Diether RAFF: Die Pfalz als Refugium, in: Heidelberger Jahrbücher 30 (1986), S. 105-122; Roland PAUL: Die Pfalz – ein Ein- und Auswanderungsland, in: Alexander Schweickert (Hg.), Kurpfalz, Stuttgart/Berlin/Köln 1997, S. 205-229.

Zu einzelnen Exulantengemeinden: Gerhard KALLER: Geschichte von Kloster und Stadt Otterberg Bd. 1, Otterbach 1976; Ernst COLLOFONG/Hans FELL (Hg.), 1000 Jahre Lambrecht, Neustadt 1978; Edgar J. HÜRKEY (Hg.): Kunst – Kommerz – Glaubenskampf. Frankenthal um 1600, Frankenthal 1995.

*„Nun haben wir aber die Gewohnheit, zuerst darauf zu achten, wo sich das Geld mit Sicherheit vermehren kann. Aber viel eher ist es nötig, den Armen zu helfen, bei denen das Geld nicht so sicher angelegt ist.“  
(Johannes Calvin)*

### **Spendenkonto „Hugenottische Diakonie“**

Kasseler Sparkasse (BLZ 520 503 53) Ko.-Nr. 118 001 959

Mit den Spenden für dieses diakonische Projekt der Deutschen Hugenottengesellschaft e.V. wurden in den vergangenen Jahren Maßnahmen in Deutschland, Frankreich, Uruguay und in der Zentralafrikanischen Republik unterstützt.

## Das Wappen der Stadt Frankenthal

von Franz Maier

Das Frankenthaler Stadtwappen zeigt seit 1954 einen Löwen, der einen roten Schild mit einem darauf abgebildeten dreieckigen Eckstein hält. Bis dahin bildete jedoch über hundert Jahre lang nur dieser rote Schild mit dem Eckstein das Frankenthaler Stadtwappen. Im Folgenden soll ein kurzer Überblick über die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Stadtwappens gegeben werden.

Für die bekannte Überlieferung, dass im Jahr 1570, also nur wenige Jahre nach der 1562 erfolgten Ansiedlung von niederländischen Calvinisten durch den pfälzischen Kurfürsten Friedrich III. und sieben Jahre vor der Erhebung zur Stadt, der damalige Bürgermeister Peter

Anthon dieses Wappen gewählt haben soll, gibt es bisher keine stichhaltigen Belege.<sup>1</sup> Die älteste bekannte Nachricht darüber findet sich in dem 1609 von Mathias Quad von Kinkelbach verfassten Werk *Teutscher Nation Herrlichkeit* (Kapitel 31): „Denn Churfürst Friedrich der Dritte ... und zum Wappen gegeben einen guldene Triangul in einem blutroten Schild welcher von einem Löwen gehalten wird / da dann sonder Zweifel der rote Schild die Krieg / Blutvergießen / und Verfolgung; der guldene Triangul aber die Beständigkeit und Aufrichtigkeit der neuen Innwohner; und dann der Löw Churpfalz so sie auffgenommen bedeuten thut.“<sup>2</sup>

Ein Bericht über dieses Ereignis findet sich dann wieder fast zweihundert Jahre später im zweiten Band der bekannten und viel gelesenen Pfalzbeschreibung von Johann Goswin Widder aus dem Jahr 1786: „Das städtische Wappen und Siegel besteht in einem goldenen Dreieck in blutrothem Felde, welches bereits im J[ahr] 1570 von damaligem Burgermeister, Peter Anton, gewählt und von Kurfürst Friedrich III bestätigt worden. Als hernach die Stadt im J[ahr] 1623 von den Spaniern belagert, und ihre Besatzung wegen abgeschnittener Zufuhr der Lebensmittel in die äusserste Verlegenheit gesetzt wurde, lies selbige aus dem vorhandenen Gold- und Silbergeschirr verschiedene Nothmünzen schlagen, welche mit diesem Wappen, und (ausser den goldenen) mit dem eingestempelten Werthe von 2



und 1 Gulden oder 15, auch 7 und einem halben Bazen bezeichnet, und einige mit der Aufschrift, *Deus Petra nostra angularis*, Gott ist unser Eckstein, andere aber mit Frankenthaler Noth-Münz, Batz XV oder VII versehen gewesen.“<sup>3</sup>

Die von Widder erwähnten viereckigen Frankenthaler Notmünzen aus der Zeit der spanischen Belagerung 1623 sind in dem 1759 erschienenen numismatischen Werk von Friederich Exter näher beschrieben worden: „*Præsentiret einen Driangel, als das der Stadt um das Jahr 1570 von Churf. Friderico III. verliehene Wapen. ... Die aus Ephes. 2. v. 20. hergenommene Umschrift: DEVS. PETRA. NOSTRA. ANGLVLARIS. gibt der Einwohner ihr Vertrauen auf die Göttliche Hülffe in damaliger Noth zu erkennen, und alludirt zugleich auf das Wapen. Auf einer anderen Sorte dieser Notmünzen war die Umschrift in deutscher Übersetzung aufgeprägt: GOTT. IST. VNSER. ECKSTEIN.*“<sup>4</sup>

Archivalische Quellen über die Entstehung des Stadtwappens waren bereits im Jahr 1835 nicht mehr vorhanden, wie das Frankenthaler Bürgermeisteramt der kgl. Regierung des Rheinkreises auf deren Anfrage mitteilte. Das Bürgermeisteramt konnte lediglich auf die Widder'sche Beschreibung aus dem Jahr 1786 verweisen, fügte jedoch noch die Bemerkung hinzu, dass, „*soviel bekannt, das Dreieck ein Symbol der bei der Wahl des Wappenbildes herrschenden Eintracht unter den damals bestehenden drei Religions-Gemeinschaften, Niederländische, Hochdeutsche und Französische, sein soll.*“<sup>5</sup>

Auf eine alternative Farbgebung des Frankenthaler Stadtwappens wies bereits im Jahr 1784 der kurpfälzische Kirchen- und Oberappellationsgerichtsrat Philipp Wilhelm Ludwig Fladt hin: Ihm zufolge sollten die drei Abschnitte des Dreiecks in Weiß (rechts), Grün (links) und Schwarz (unten) gehalten sein, die Grundfarbe des Schildes ebenfalls weiß.<sup>6</sup> Unter Berufung auf diese Angaben äußerte im Jahr 1896 der Karlsruher Althistoriker Fridegar Mone (1829-1900), Sohn des berühmten badischen Archivars Franz Joseph Mone (1796-1871), eine neue Theorie zur Entstehung des Frankenthaler Wappens: Er sah in dem Dreieck kein Symbol für einen Eckstein, sondern vielmehr für einen Grenzstein an einer Stelle, wo drei Herrschaftsgebiete oder Gerichtsbezirke zusammenstießen (*Dreiherrenstein*). Mone äußerte die Ansicht, dass in Frankenthal der Punkt war, wo die Gerichtsbarkeit der Grafen von Leiningen (weiße „Lerchen“ [tatsächlich Adler] in Blau), der Pfalzgrafen (goldener Löwe in Schwarz) und der Rheingrafen (silberner Löwe in Grün) aneinandergrenzten. Er plädierte deshalb dafür, diese angeblich „alte Schraffierung“ auf dem Frankenthaler Stadtwappen wiederherzustellen, fand aber damit keinerlei Resonanz.<sup>7</sup> Mones Theorie krankte vor allem daran, dass er irrtümlich für Edigheim eine ehemalige Herrschaft der Rheingrafen voraussetzte. Tatsächlich aber stand Edigheim unter der Herrschaft des niederadligen Geschlechts der Obersteiner (bis zu

deren Aussterben 1663), die in ihrem Wappen einen roten Löwen in Silber führten, womit die Herkunft der grünen Farbe im „Frankenthaler Dreieck“ erneut zur Diskussion gestanden wäre. Auffälligerweise führte aber gerade das Dorf Edigheim in seinem Siegel, das in einem Stempelschnitt von 1710 seit 1721 nachgewiesen ist, einen mit dem Frankenthaler Wappen fast identischen Dreieckstein, was wiederum für die Grenzstein-Theorie sprechen könnte.<sup>8</sup>

Eine weitere Theorie brachte kurz darauf Friedrich Johannes Hildenbrand (1853-1924), Lehrer an der Lateinschule in Frankenthal und Gründer des Erkenbert-Museums, in die Diskussion ein, nachdem er 1898 im Stadtarchiv das bis dahin unbeachtete älteste Grundbuch der Stadt, das *Landtbouck* aus dem Jahr 1597, neu entdeckt hatte. Auf dem Deckel des Buches war eine Wendpflugschar dargestellt, deren Ähnlichkeit mit dem Dreieck des Stadtwappens sofort ins Auge fiel. Über seine Vermutung, dass diese Pflugschar die ursprüngliche Figur des Frankenthaler Wappens sein könnte, führte er eine Korrespondenz mit dem bekannten Heraldiker Otto Hupp in Schleißheim bei München, die aber keine Lösung der Frage brachte, ob die Dreiteilung auf der Pflugschar den Anstoß zur Bildung des jetzigen Stadtzeichens gegeben habe, oder ob die Teilung nur deshalb auf die Schaufel gezogen worden sei, um dadurch zugleich an das Stadtwappen zu erinnern.<sup>9</sup> In seinem etwa dreißig Jahre später erschienenen Buch über die Wappen der Pfalz gab Hupp der zweiten Möglichkeit den Vorzug.<sup>10</sup> Eine endgültige Lösung dieser Frage scheiterte allerdings daran, dass das älteste überlieferte Stadtsiegel erst aus dem Jahr 1657 stammt.<sup>11</sup>

Die Frage, welches der drei vorgeschlagenen Zeichen (Eckstein im theologischen Sinn, Grenzstein oder Pflugschar) tatsächlich am Anfang des Frankenthaler Stadtwappens stand, wird sich also nicht mehr entscheiden lassen. In ihrer 1969 erschienenen Frankenthaler Stadtgeschichte schildert Anna Maus die Entstehung des Stadtwappens folgendermaßen: *„Im Jahre 1570 erhielt die junge Gemeinde auf Vorschlag des Bürgermeisters Pieter Anthony ihr Wappen, welches bis auf den heutigen Tag von der Stadt Frankenthal geführt wird. – Es ist dies ein gleichseitiges Dreieck auf rotem Grund mit dem Umspruch: ‚Gott ist unser Eckstein.‘ Nach einer Beschreibung aus dem Jahre 1608 wird das Wappen wie folgt beschrieben: Das goldene Dreieck versinnbildet den dreifaltigen Gott, welcher uns (= die Glaubensflüchtlinge) aus der blutigen Verfolgung (= roter Grund) glücklich herausgeführt hat. Der Umspruch steht in Beziehung zum Bild des Wappens. Später als es in Frankenthal 3 reformierte Kirchengemeinden gab, wurde das Wappen auch als Symbol der 3 Gemeinden betrachtet.“*<sup>12</sup> Für die von ihr zitierte *Beschreibung aus dem Jahre 1608* hat Anna Maus zwar leider keine Quelle angegeben, doch gibt es nach den bereits angeführten anderen Quellenbelegen keinen Grund, daran zu zweifeln, dass die Interpretation des Dreiecks als Symbol für die göttliche Dreifaltigkeit bis in diese

Zeit zurückreicht. Die nicht mehr zu beantwortende Frage bleibt letztendlich, ob die niederländischen Exulanten für ihr Stadtwappen eine völlige Neuschöpfung auf Grundlage eines Bibelzitats vornahmen oder ob sie ein bereits vorhandenes älteres Wappen in einem theologischen Sinn uminterpretierten.

Während also die ältesten Belege in der Literatur für das Frankenthaler Wappen nur den Dreieckstein im Schild erwähnen, erscheint auf dem ältesten Beleg des Stadtsiegels aus dem Jahr 1657 dieser Wappenschild gehalten von einem gerauteten, mit dem Kurhut gekrönten Löwen, der in der rechten Pranke einen Reichsapfel hält. Zweifellos symbolisiert dieser Löwe den pfälzischen Kurfürsten als Stadtherrn von Frankenthal, wobei der Reichsapfel für das mit der pfälzischen Kurwürde verbundene Reichserztruchsessensamt steht. Ungewöhnlich mag zunächst die Rautung des Löwen erscheinen, doch gibt es dafür bereits aus dem Spätmittelalter Präzedenzfälle bei Siegeln und Wappen einzelner wittelsbachischer Fürsten. Am Anfang stand dabei offensichtlich die Abbildung des Löwen mit dem Rautenschild auf der Schulter, wie sie sich auf Siegeln von Herzog Heinrich „dem Natternberger“ von Niederbayern (1314), Herzog Ludwig VI. „dem Römer“ (1351) sowie Herzog Otto V. „dem Brandenburger“ (1363) findet.<sup>13</sup> Siegel mit einem gerauteten Löwen führten dann später zeitweilig auch die pfälzischen Kurfürsten Friedrich I. (1451-1476) und Friedrich II. (1544-1556), überwiegend in der Zeit vor ihrem jeweiligen Regierungsantritt.<sup>14</sup>

Ein neues, im Jahr 1778 entstandenes Stadtsiegel zeigt demgegenüber ein stark verändertes Bild: ein mit dem Kurfürstenhut gekrönter ovaler Schild, der durch eine aufsteigende Spitze in drei Felder geteilt ist. Im ersten Feld befindet sich der nach links gewendete Pfälzer Löwe, im zweiten Feld die Rauten, in der Spitze der Dreieckstein. Belegt ist der Schild mit einem Herzschild, in dem sich der Reichsapfel befindet. Daneben existierte aber auch noch ein weiteres, kleineres Siegel, das nur den Eckstein im Schild zeigte. Dieses Wappenbild setzte sich schließlich auch in der von König Ludwig I. von Bayern veranlassten Revision des Stadtwappens durch: Das am 27. Juli 1841 von Ludwig I. genehmigte Stadtwappen zeigte gemäß der heraldischen Beschreibung (*Blasonierung*) in Rot einen dreieckigen, mit der Spitze nach oben gekehrten goldenen Eckstein, nachdem im Vorfeld der Genehmigung noch zwischen Ministerium, Landkommissariat und Bürgermeisteramt über die Frage diskutiert worden war, ob die Farbe des Schildes in „Blutrot“ oder „Scharlachrot“ gehalten werden sollte.<sup>15</sup> Über hundert Jahre lang führte die Stadt Frankenthal ihr Wappen in dieser Form.

Die Initiative zu einer Änderung des Stadtwappens ging im Jahr 1953 von der Frankenthaler Stadtverwaltung aus. Am 22. Mai sprach ein Vertreter der Stadtverwaltung beim Staatsarchiv Speyer vor, wo ihm Unterstützung für dieses Vorhaben signalisiert wurde, woraufhin am 8. Juni 1953 der Frankenthaler Oberbürgermeister Dr. Emil Kraus dem Staatsarchiv schriftlich

mitteilte, dass die Stadtverwaltung beabsichtige, „das Wappen wieder in der ursprünglichen Form einzuführen“. Er bat das Staatsarchiv um Erstellung eines Gutachtens für das Genehmigungsverfahren, das nach der Gemeindeordnung in solchen Fällen vorgeschrieben war. Die Erklärung des Oberbürgermeisters, dass das bisherige „einfache Wappen“ (Dreieckstein im Schild) erst 1935 durch eine EntschlieÙung des damaligen Oberbürgermeisters eingeführt worden sei, entsprach zwar nicht den Tatsachen, erleichterte aber sicher die Abkehr vom bisherigen Wappen, das man nun als Produkt der NS-Zeit abqualifizieren konnte. Wohl hauptsächlich aus diesem Grund wurde diese Behauptung noch einmal in der Stadtratssitzung vom 8. Oktober 1953 protokolliert, in der die EntschlieÙung von 1935 aufgehoben und die Wiedereinführung des (angeblich bis 1935 gültigen) früheren Wappens mit dem Löwen als Schildhalter beschlossen wurde. Besonders deutlich kam diese Tendenz in einer am 16. Oktober 1953 aus diesem Anlass erschienenen Presseerklärung zum Ausdruck: „Nach 1933 war, wie so vieles in jener Zeit, auch das Wappen der Stadt Frankenthal geändert worden. Ihm wurde damals eine Form gegeben, die mehr als nüchtern wirkte und sich an die alte Ueberlieferung in keiner Weise mehr anlehnte.“<sup>16</sup> Die Tatsache, dass das bisherige Wappen bereits 1841 von König Ludwig I. von Bayern offiziell genehmigt worden war und schon für die vorangegangenen Jahrhunderte durchaus als das eigentliche Stadtwappen angesehen werden konnte, trat nun völlig in den Hintergrund.

Das am 4. Oktober 1954 erstellte Gutachten des Staatsarchivs Speyer betonte zwar demgegenüber, dass das bisherige Stadtwappen bereits 1841 verliehen worden war, befürwortete aber trotzdem eine Neufassung des Wappens: „Die Tatsache, daß die Stadt sich die dritte Hauptstadt der Kurpfalz einmal nennen durfte, rechtfertigt den Wunsch der Stadtverwaltung, durch Wiederaufnahme ihres alten Siegelbildes ihr Stadtwappen zu bereichern.“ Bei der Anfertigung der Entwürfe für das neue Wappen hatte das Staatsarchiv zunächst auch an eine Alternative mit einem weiß-blau gerauteten Löwen gedacht, die dem ältesten überlieferten Stadtsiegel am nächsten gekommen wäre, doch wurde sie letztendlich gegenüber der Frankenthaler Stadtverwaltung nicht einmal zur Diskussion gestellt. Vielleicht waren es nur ästhetische Gründe, die gegen die Verwendung dieser authentischen Version sprachen, doch wird man auch die Möglichkeit in Betracht ziehen müssen, dass man im Staatsarchiv eine solche Gestaltung des Wappens angesichts der damaligen Bestrebungen für eine Rückgliederung der Pfalz an Bayern nicht für opportun hielt und deswegen eine Ablehnung durch das rheinland-pfälzische Innenministerium befürchtete.<sup>17</sup> Der Löwe hätte in der Öffentlichkeit dann doch zu deutlich als „bayerischer Löwe“ aufgefasst werden können. So kam es, dass die Stadt Frankenthal 1954 ein Wappen erhielt, das zwar als das ursprüngliche galt, in der Farbgebung aber doch letztendlich neu war. Die Genehmigung dieses neuen Frankenthaler Stadtwappens durch das rheinland-pfälzische Ministerium des Innern



erfolgte am 27. November 1954 mit der offiziellen Wappenbeschreibung: „Das Wappen zeigt in Schwarz einen rechtshin gekehrten goldenen rot bewehrten und gekrönten Löwen, in der erhobenen rechten Tatze einen goldenen Reichsapfel tragend, mit der linken einen kleinen roten Schild haltend, in dem sich ein goldener dreieckiger Eckstein befindet.“

- 
- 1 Anna MAUS: Die Wappen der Stadt Frankenthal und ihrer Vororte, in: Frankenthal einst und jetzt, Heft 1, 1972, S. 6-9, hier S. 6. Diese Ursprungsgeschichte des Frankenthaler Wappens wird deshalb auch in einem Gutachten des Staatsarchivs Speyer vom 10.10.1952 als hübsche Legende bezeichnet (LA Speyer Registraturakt 2281 Frankenthal).
  - 2 Zit. bei Johannes KRAUS: Geschichtlicher Rückblick zur Eröffnung des restaurierten Rathauses zu Frankenthal am 11. Oktober 1890, in: Monatsschrift des Frankenthaler Altertumsvereines 4, 1896, S. 1-3, 5-6, 17-20, hier S. 19.
  - 3 Johann Goswin WIDDER: Versuch einer vollständigen Geographisch-Historischen Beschreibung der Kurfürstl. Pfalz am Rheine, Bd. 2, Frankfurt/Leipzig 1786, S. 406 f.
  - 4 Friederich EXTER: Versuch einer Sammlung von Pfälzischen Medaillen, Schau-, Gedächtnis- und allerley andern Müntzen, Zweibrücken 1759, S. 100-102 (Nr. CVIII-CXII). Vgl. dazu auch Helfried EHREND: Die Frankenthaler Notmünzen im 30jährigen Kriege, Speyer 1972 (mit Fotos).
  - 5 KRAUS, a.a.O. S. 19.
  - 6 Zit. ebd.  
7 Fr[idegar] MONE: Das Frankenthaler Stadtwappen, in: Monatsschrift des Frankenthaler Altertumsvereines 4, 1896, S. 34.
  - 8 Vgl. Karl Heinz DEBUS: Das große Wappenbuch der Pfalz, Neustadt an der Weinstraße 1988, S. 28 (m. Abb.).
  - 9 Fr[iedrich] Joh[annes] HILDENBRAND: Zur Entstehung des Frankenthaler Stadtwappens, in: Monatsschrift des Frankenthaler Altertumsvereines 8, 1900, S. 2 f.; eine Abbildung der Pflugschar ebd. S. 18.
  - 10 Otto HUPP: Die Wappen und Siegel der deutschen Städte, Flecke und Dörfer, Bd. 2: Freistaat Bayern, H. 7, enthaltend die Ortswappen und Gemeindegel der Rheinpfalz, Speyer 1928, S. 37.
  - 11 LA Speyer Best. A 1 Nr. 868.
  - 12 Anna MAUS: Die Geschichte der Stadt Frankenthal und ihrer Vororte, Frankenthal 1969, S. 44.
  - 13 Karl PRIMBS: Die Entwicklung des Wittelsbachischen Wappens von Herzog Otto I. bis Kurfürst Max III. Joseph 1180-1777, in: Archivalische Zeitschrift 8, 1883, S. 247-269, hier S. 265 f.
  - 14 Karl PRIMBS: Entwicklung des Wappens der Wittelsbacher, in: Archivalische Zeitschrift N.F. 1, 1890, S. 65-105, hier S. 66 f.
  - 15 HUPP, a.a.O.
  - 16 LA Speyer Registraturakt 2281 Frankenthal.
  - 17 Vgl. hierzu Hans FENSKE: München, Mainz und die Pfalz, in: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz 104, 2006, S. 417-439.

## Die wallonische / französische reformierte Kirchengemeinde Frankenthal

von Volker Christmann



*Siegel der wallonischen Gemeinde,  
aus Georg Franz: Aus der  
Geschichte der Stadt Frankenthal,  
Frankenthal 1916.*

Der deutsche Hugenottentag in Frankenthal bietet Anlass, die Geschichte der wallonischen Kirchengemeinde Frankenthals näher zu betrachten. Erstmals in den Blick gerückt wurde sie von Fr. W. Cuno vor über hundert Jahren, u.a. in den Geschichtsblättern des Deutschen Hugenotten-Vereins.<sup>1</sup>

Die Entstehung dieser Gemeinde hängt eng mit dem Exodus von Flamen und Wallonen aus ihrer Heimat, den spanischen Niederlanden zusammen. 1554 erhielten reformierte wallonische Exulanten im lutherischen Frankfurt das Recht auf Predigt in eigener Sprache, und 1556 genehmigte der dortige Rat auch die Bildung einer flämischen Gemeinde. Die Mitglieder dieser beiden Fremden-gemeinden kamen teils direkt aus ihrer niederländischen Heimat, zum Teil

hatten sie lange Wege über England und Norddeutschland hinter sich. 1561 verbot der Rat die Predigten dieser Fremden-gemeinden, was zum Abzug zahlreicher ihrer Mitglieder führte, vor allem in die Kurpfalz, die sich zu dieser Zeit unter Kurfürst Friedrich III. dem reformierten Bekenntnis zuwandte.

Von den 58 Familienvätern, die unter der Führung ihres Predigers Petrus Dathenus von Frankfurt in die Kurpfalz kamen und die Urkunde über ihre Ansiedlung im ehemaligen Augustiner Chorherrenstift Groß-Frankenthal, die „Kapitulation“ vom 13. Juni 1562, unterzeichneten, hatten auch einige zur Frankfurter wallonischen Gemeinde gezählt. Die Zahl wallonischer oder aus Frankreich stammender Familien dürfte in den nächsten Jahren zugenommen haben.

Die wachsende Zahl französisch sprechender Bewohner der Stadt führte schon bald zum Wunsch nach Gottesdienst in der Muttersprache, der zwischen 1566 und 1569 Wirklichkeit wurde. Wenig später besaß die französische Gemeinde auch Grundstücke in der Stadt. 1573 baten die Wallonen um einen eigenen Lehrer; der Rat gestattete daraufhin Jan du Roy, dass er eine „walsische Schule“ halten dürfe. Jedoch musste er zuvor Bürger wer-

den, „*Bericht vorweisen, dass er anständig lebe, ein Bekenntnis seines [reformierten] Glaubens abgelegt habe und wann er letztmals zum Nachtmahl gewesen sei*“<sup>2</sup>. Offenbar konnte der Bittsteller alle Bedingungen erfüllen, denn noch 1580 war er in Frankenthal als französischer Schulmeister tätig. Er fand wohl vor allem auch deshalb die Zustimmung des Rates und des niederländischen Konsistoriums, weil er sowohl Französisch als auch Niederländisch unterrichtete.

Eine entscheidende Veränderung hin zur Errichtung einer eigenen wallonischen Kirchengemeinde trat mit dem Tod Kurfürst Friedrichs III. im Oktober 1576 ein. Mit dem Übergang der Kurwürde an seinen lutherisch orientierten Sohn Ludwig VI. ergab sich eine Wendung in der Stellung der reformierten Kirche der Kurpfalz, damit auch der wallonischen Flüchtlingsgemeinde Schönau und der französischen Gemeinde in der Residenzstadt Heidelberg. In Heidelberg wurde der französische Prediger entlassen, die Wallonen in Schönau wurden vor die Wahl gestellt, sich entweder dem Luthertum zuzuwenden oder abzuwandern.

Der jüngere Bruder des Kurfürsten, Pfalzgraf Johann Casimir, streng reformiert gesonnen, erhielt als Erbe u.a. die Ämter Neustadt und (Kaisers-) Lautern, wurde damit Landesherr der als Exulantensiedlungen wichtigen ehemaligen Klöster Frankenthal, Lambrecht und Otterberg. Hier konnten auch die im lutherisch werdenden rechtsrheinischen kurpfälzischen Territorium wohnenden reformierten Glaubensflüchtlinge eine neue Heimat finden.

Aber bereits vor diesen Veränderungen strebte offenbar eine größere Zahl von Wallonen oder Franzosen an, sich in Frankenthal niederzulassen. Im März 1576, also ein halbes Jahr vor dem Tod des Kurfürsten, wurden die Frankenthaler, wie üblich mit Glockengeläut, zu einer Gemeindeversammlung in die Kirche gerufen. Dort wurde ihnen ein „*Gesuch von ettlichen Franzosen, ... hier wohnen zu dürfen, in dem Glauben der reformierten Religion, mit eigenen Predikanten*“ vorgetragen, und „*nachdem lange und reichlich diskutiert wurde, wurde ... beschlossen, dass man ... ihrem Gesuch zustimmen wird, mit der Bedingung, dass man ... mit ihnen [verhandeln] wird über einige Punkte, die dem Frieden dienen*“ sollen bei einer Bevölkerung „*von verschiedenen Nationen und Sprachen*“.<sup>3</sup>

Der Wechsel der Heidelberger französischen Gemeinde nach Frankenthal vollzog sich nicht ganz problemlos. Dathenus habe sogar gedroht, mit den Flamen und Brabantern Frankenthal zu verlassen.<sup>4</sup> Auf einer Synode in Lambrecht erklären sich die Flamen dann aber bereit, die Wallonen aufzunehmen, jedoch sollte jede Gemeinde ein eigenes Konsistorium haben, die Armenpflege sollte getrennt erfolgen und keine Gemeinde ein Glied der anderen ohne deren Zustimmung aufnehmen.

Zwischen Mitte August und Mitte Oktober 1577 kam „*unter Führung ihres Geistlichen und unter Mitnahme des Kirchenarchivs*“<sup>5</sup> ein Teil der Heidel-

berger französischen Gemeinde, 77 Seelen nach Ausweis des Kirchenbuchs, nach Frankenthal. Ein größerer Teil der Heidelberger Gemeinde ließ sich zwar im benachbarten lutherischen Worms nieder, wurde aber offenbar von Frankenthal aus pastorisiert, denn Guillaume Holbrac zählte sie im Juli 1578 unter die Glieder seiner Gemeinde, der „*eglise françoise de Frankenthal*“<sup>6</sup>, und viele von ihnen wurden in den nächsten Jahren Bürger Frankenthals.

Als Gotteshaus diente der neuen Gemeinde zunächst die kleine Kirche des ehemaligen Augustiner Chorfrauenstifts Klein-Frankenthal. Am 22. Juni 1580 wandten sich jedoch Diakone und Älteste der wallonischen Gemeinde „*der Walen [Wallonen] wegen*“ an den Rat, „*weil ihre Kirche in Klein Frankenthal ganz baufällig*“ sei, und der Landesherr, Pfalzgraf Johann Casimir, habe doch den Chor der großen Kirche für die wallonische Predigt bestimmt. Die Räumung solle rasch erfolgen, „*ehe einiges Unglück geschehen sollte*“<sup>7</sup>. Der „Umzug“ muss bald darauf erfolgt sein, und bis zur Zerstörung der Stadt 1689 blieb der Chor der ehemaligen Stiftskirche Gottesdienststätte der wallonischen Gemeinde.

Eine weitere Bitte der Ältesten, „*dass alle Veröffentlichungen [des Rates] in französischer Sprache geschehen*“ sollten, wurde abschlägig beschieden, wobei sich der Rat auf die Kapitulation berief, außerdem hätten sie den Gebrauch des Flämischen „*auch wohl gewusst ... , als sie hierher kamen*“. Damit wird hier ein nie direkt angesprochener „Sprachenstreit“ zwischen den beiden „Nationen“ deutlich. In der Kapitulation von 1562, ihren verschiedenen Bestätigungen und auch in der Stadtrechtsurkunde von 1577 ist nur vom Gebrauch der Muttersprache im Gottesdienst die Rede, für eine Festlegung des Flämischen als Amtssprache, wie es bis 1582 in Frankenthal der Fall war, findet sich kein Hinweis. Hier hatte sich ein Gewohnheitsrecht entwickelt, das von den Flamen hartnäckig verteidigt wurde.

Solche Konflikte zwischen den „Nationen“ werden z.B. in der Gemeindeversammlung für die kommunalen Wahlhandlungen Martini 1581 deutlich.<sup>8</sup> Die Verlesung der Kapitulation in der „Welschen Sprache“ soll zeigen, „*dass die Walen oder Französischen... als Bürger angenommen, und dass sie die Privilegien und Verordnungen ... genießen dürfen*“; aber nun beschwerten sie sich darüber, wie die Flamen die Ordnungen auslegen, und fordern, dass „*unserem gnädigen Fürsten und Herrn [darüber] ... berichtet*“ werde. Betrachtet man die durchgeführten Wahlen, wird der Unmut der Wallonen verständlich: Nur die Wahlen der beiden Bürgermeister sind paritätisch: je ein Flame und ein Wallone werden gewählt; für die drei Schöffen sind alle Kandidaten Flamen, von den 26 Rottmeistern können nur zwei den Wallonen zugeordnet werden, von den vier Viertelmeistern einer.

Solche nicht ausgesprochenen Konflikte zwischen den „Nationen“ dürften wohl mit ein Grund für die neue Stadtordnung vom 6. September 1582 sein, die umfangreichste und wichtigste Revision der Stadtverfassung,<sup>9</sup> mit der

im Grunde die Vorrangstellung der Flamen abgebaut wurde. Die bis dahin weitgehend zugestandene „kommunale Selbstverwaltung“, die Wahl wichtiger Ämter wie Schultheiß, Bürgermeister und Rat, wurde beseitigt und ein völlig vom Landesherrn abhängiges Stadtregiment eingesetzt. Auch hier findet sich wieder implizit ein Hinweis auf innerstädtische Konflikte und gegensätzliche Interessen der verschiedenen Sprachgruppen: Bei der Verteilung der Ämter sollten alle Bürger gleich behandelt werden, ohne Ansehen der Nation, der sie angehören. Niemand darf wegen seiner Nation vom Bürgerrecht ausgeschlossen werden, wenn er ehelich geboren und nicht leibeigen ist. Ab November 1582 werden die bis dahin fast ausschließlich in Flämisch geführten Ratsprotokolle nur noch in deutscher Sprache geführt.

Auch wenn jetzt Deutsch „Amtssprache“ der Stadt war, musste noch 1584 z.B. eine auf Deutsch im Rat verlesene Urkunde ins Französische übersetzt werden,<sup>10</sup> und 1679 erklärt der Rat, beim Amt des Stadtschultheißen sei die Kenntnis des Französischen „*alhier hochnötig*“.<sup>11</sup>

Wenn sich auch Niederländer und Wallonen im politischen Bereich stritten, in Fragen der Kirchenzucht waren sich die beiden Konsistorien einig, was sich in vielen Klagen und Ermahnungen der Konsistorien vor dem Rat über mangelhaftes Verhalten der Frankenthaler zeigt, etwa wenn Petrus Dathenus mit Ältesten der niederländischen und der wallonischen Gemeinde beim Rat über „Trinkgelage“ junger Leute in den Wirtshäusern klagt und fordert, dass dergleichen verboten werde „*und dass es gut wäre, einige mit einer Strafe einzuschüchtern*“<sup>12</sup>. Auch die „*Predigtwächter*“, die sonntags während der Predigt in der Stadt kontrollieren, dass alle Frankenthaler in der Kirche sind und niemand spazieren geht oder gar im Wirtshaus sitzt, werden vom Rat aus Mitgliedern beider Gemeinden gewählt.

Wichtig an der neuen Stadtordnung war jedoch die rechtliche Absicherung des reformierten Bekenntnisses und die relative institutionelle Unabhängigkeit im kirchlichen Bereich.<sup>13</sup> Zu den als nicht revidierbar bezeichneten Bestimmungen der Ordnung zählen u.a. die Verordnungen Friedrichs III. bezüglich des Religions- und Kirchenwesens in Frankenthal, etwa das Recht der Frankenthaler reformierten Gemeinden, Pfarrer und Schulmeister ihrer Muttersprache selbst zu wählen. Jedoch blieb ausdrücklich die Möglichkeit ausgenommen, bei Bedarf auch Gottesdienst in anderen Sprachen zuzulassen und dementsprechend auch neue Kirchen- und Schuldienner einzusetzen. Damit war die Errichtung einer „deutschen“ Kirchengemeinde möglich, die zu Weihnachten 1582 ihren ersten Gottesdienst und Abendmahl abhielt. Damit bestanden in Frankenthal von nun an drei reformierte Kirchengemeinden nebeneinander, die, jede in ihrer Muttersprache, ihre Gottesdienste in der alten Stiftskirche abhielten, was zu manchen Problemen führte. Um die Geistlichen an das Ende ihrer langen Predigten zu erinnern, wurden 1588 zwei Uhren in der Kirche aufgehängt, davon eine im Chor, also der wallonischen Kirche.<sup>14</sup>

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts besserte sich die Situation: Der Juwelier Hercules van den Vincken stiftete 5000 Gulden zum Bau einer Kirche, eine Summe, die durch den Landesherrn noch erhöht wurde. Auf Bitten seiner Tochter Elisabeth, der Gattin Kurfürst Friedrichs V., ließ König Jakob I. von England durch den Erzbischof von Canterbury Geld „*au profit du batiment d'un nouveau temple large et spacieux à Francquendal*“<sup>15</sup> eine Kollekte erheben, wobei man in England annahm, das Geld sei für eine wallonische Kirche bestimmt. Der Bau wurde 1612 begonnen, doch als er 1618 seiner Bestimmung übergeben wurde, hatten sich die drei Konsistorien anders



*Porträtmedaillon mit dem Bildnis von Claude de la Cloche, gefertigt von seinem Schwiegersohn Jean Richier  
Foto: Erkenbert-Museum Frankenthal*

entschieden: Die Wallonen blieben an ihrer bisherigen Gottesdienststätte, in den Neubau zog die „hochdeutsche“ Gemeinde ein.

In ihrer beruflichen Zusammensetzung gehörten viele Glieder der wallonischen Gemeinde, so weit sich die im Kirchenbuch genannten Namen mit Namen in den Steuerlisten zusammenführen lassen und einzelne Erwähnungen in den Ratsprotokollen entsprechende Hinweise geben, vor allem dem „Wollengewerbe“, dem Textilgewerben an, dem etwa 30 % der gesamten Stadtbevölkerung zuzurechnen sind.

1584, bei der Erhebung der Türkensteuer, lassen sich von den 24 Mitgliedern der Oberschicht mit einem Vermögen über 1000 Gulden nur 4 der wallonischen Gemeinde zuordnen. Bei der „Kriegssoldanlage“ 1592 finden sich unter den 38 Angehörigen der Ober-

schicht 6 Namen aus dem französischen Kirchenbuch. Von den 11 in beiden Steuerlisten genannten Goldschmieden gehörte nur einer zur wallonischen Gemeinde, während der um 1552 in Frankreich geborene, vor allem für den kurpfälzischen Hof tätige Claude de la Cloche erst nach 1582 nach Frankenthal kam und die Stadt bereits 1591 in Richtung Heidelberg verließ; doch war er in diesen Jahren wiederholt Ältester der wallonischen Gemeinde.<sup>16</sup>

Während in der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg der größte Teil der Glieder der wallonischen Gemeinde aus der Wallonie stammt, ist eine größere

Zahl der 1582 bis zum 30-jährigen Krieg der Gemeinde dienenden Geistlichen in Frankreich geboren. Der bedeutendste unter ihnen war sicherlich der 1572 in Montargis geborene Paul Toussaint (Tossanus), 1600-1608 Prediger der Frankenthaler wallonischen Gemeinde, anschließend Mitglied des kurpfälzischen Kirchenrates in Heidelberg und seit 1613 bis zu seiner Flucht vor den Spaniern 1621 auch Professor für Dogmatik an der Heidelberger Universität.<sup>17</sup>

Der Dreißigjährige Krieg brachte erhebliche Probleme für die reformierten Gemeinden Frankenthals mit sich. Die Bedrückungen durch vor allem spanische Besatzung (1623-1632 und wieder 1635-1652) führte zur Abwanderung auch zahlreicher wallonischer Familien. Als die Augustiner Chorherren von den Spaniern ihre ehemalige Stiftskirche zurückerhielten, mussten sich die drei reformierten Gemeinden, deren Geistliche die Stadt hatten verlassen müssen, in die wesentlich kleinere deutsche Kirche teilen.

Nur der Abzug der Spanier 1632 brachte eine kurze Atempause, und noch 1632 berief die wallonische Gemeinde mit Jacques Victorien Leisler aus Genf nochmals einen eigenen Pfarrer, der aber 1636, wie die anderen reformierten Pfarrer und Schulmeister, von den zurückgekehrten Spaniern ausgewiesen wurde.

Nach dem Abzug der spanischen Besatzung 1652 konnte die wallonische Gemeinde durch zurückkehrende ehemalige Gemeindeglieder und Zuwanderungen wieder neue Stärke gewinnen. Das erhaltene Protokollbuch der Gemeinde für die Zeit von 1658 bis 1785 spiegelt für die Zeit bis 1689 ein lebendiges Gemeindeleben wider.<sup>18</sup> In den kurzen Friedensjahren erholte sich die Gemeinde rasch, so dass zeitweise zwei Geistliche die Gemeinde betreuten. Einen Rückschlag brachte der Ausbruch einer Seuche: *„Die im Jahr 1666 eingefallene Seuche und Pest hat zwaren auch Franckenthal getroffen, dass allein von denen Wallonen 1666 in Franckenthal über 50 Haußfätter dahingerießen und gantze Familien ausgestorben sind. Dahero sie auch ihren Pfarrer wegen Mangel des Unterhalts abdancken und fort-schicken mussten.“*<sup>19</sup>

Der Tod des letzten Kurfürsten der reformierten Linie Simmern des pfälzischen Kurhauses, Kurfürst Karl II. (1680-1685), und der Übergang der Kurwürde an die katholische Linie der pfälzischen Wittelsbacher, Pfalz-Neuburg, brachte auch für die französische Gemeinde Frankenthals eine große Wende. Zunächst blieb der konfessionelle Friede noch gewahrt. Kurfürst Philipp Wilhelm (1685-1690) erklärte bei seiner Ankunft in Heidelberg, dass fortan selbstverständlich auch die Katholiken, freilich ohne Abbruch und Nachteil für Reformierte und Lutheraner, freies „Religionsexercitium“ genießen sollten. Die drohende Auseinandersetzung mit Frankreich um das Erbe der mit dem Bruder Ludwigs XIV. verheirateten Schwester Karls II., Elisabeth Charlotte, wurde zumindest für die reformierten Kurpfälzer zunächst in den Hintergrund gerückt durch die Folgen der Aufhebung

des Toleranzediktes von Nantes gegenüber den Hugenotten im Jahr 1685. Die einsetzende Refuge berührt auch Frankenthal. Die Hilfe für Réfugiés aus Frankreich und Piemont durch die Frankenthaler Gemeinde begegnet uns im Protokollbuch der französischen Gemeinde und in Ratsprotokollen erstmals im November 1687. Sicherlich war man gerade in Frankenthal der Tatsache eingedenk, dass vor einem Jahrhundert die Stadt selbst als Flüchtlingsgemeinde entstanden war, und so arbeiteten die Konsistorien der drei reformierten Gemeinden und der Rat der Stadt bei der Hilfe für die bedrängten Glaubensbrüder eng zusammen. Noch wusste man nicht, dass man bald ein ähnliches Schicksal erleiden sollte.

Im Dezember sandten die drei Gemeinden 150 Gulden nach Heidelberg als Hilfe für 400 „*pauvre exilés*“, die in Heidelberg und Umgebung versorgt wurden.<sup>20</sup> Im Januar 1688 nahm man in Frankenthal 5 Waisen und 25 Erwachsene auf, für die eine Kollekte rund 100 Gulden erbrachte,<sup>21</sup> und im März beschlossen der Rat und die drei reformierten Gemeinden, „*daß die Collecte für die Flüchtlinge und diejenige für die armen Passanten aus Frankreich zusammengelegt werden, ... und daraus auch die alhie substituierenden Flüchtlinge erhalten, und denen Passanten gleichfalls darauß gesteuert werden soll*“.<sup>22</sup>

Etwas von den seelischen Problemen der Réfugiés wird in einer Notiz im August 1688 über fünf in Frankenthal weilende Flüchtlinge deutlich: „*[i]ls ont reconnu la faute qu'ils ont faite d'avoir signé et assisté au service de la messe en France et en ont témoigné leur tristesse publiquement au prêche de préparation, fait en notre assemblée le dernier de juillet 1688 et ont été admis ensuite à la participation de la S. Cène en nos Églises.*“<sup>23</sup>

Nur wenig später vermerkt das Protokollbuch: „*Le 19 de novembre 1688, notre ville a été assiégée sous le commandement du Daufin, fils de Louis XIV, roi de France, et bombardée le 18 dès les quatre heures du matin. Ce jour là, tellement que 50 édifices ont été endommagés et quelques uns réduits en cendre et en autres le temple flamand et le notre, de sorte qu'il n'en n'est resté que les quatre murailles. Ce qui fut suivj de la rédition de cette ville ce jour là, environ les onse heures du matin.*“<sup>24</sup> Der Wunsch der wallonischen und der flämischen Gemeinde, ihre Gottesdienste in der unzerstörten lutherischen Kirche zu halten, scheiterte an den Forderungen der Lutheraner, so dass das Protokollbuch vermerkt, „*nous demeurerons au temple de nos frères allemans, comme on a fait autrefois quand les espagnols ont été maîtres de cette ville*“.<sup>25</sup> Auch die wallonische Schule war bei der Beschießung zerstört worden; sie kam in einem der Pfarrhäuser der deutschen Gemeinde unter.

Die völlige Zerstörung der Stadt im September 1689 zwang auch die Glieder der wallonischen Gemeinde zum Verlassen der Stadt. Nur langsam kehrten nach dem Frieden von Rijswijk 1697 einzelne ehemalige Bewohner wieder zurück. Die immer deutlicher werdenden Bestrebungen einer Re-





Grabdenkmal des wallonischen Pfarrers Burcard Müller in der Wallonischen Kirche in Magdeburg, der 1689 mit den Frankenthaler und Mannheimer Gliedern der wallonischen Gemeinde nach Magdeburg ging und auch dort als Geistlicher wirkte. Müller der 1689 in Lausanne geboren wurde und 1712 in Magdeburg verstarb, war von 1658 bis 1689 Pfarrer in Frankenthal.

Rekatholisierung des Landes durch Kurfürst Johann Wilhelm (1690-1716) waren sicherlich für viele ehemalige Frankenthaler ein Grund, nicht mehr zurückzukehren. In einer Verordnung vom 20. Juni 1698 verfügte Johann Wilhelm, „alle eingeschlichene(n) Frantzosen und Refugirte so gleich fort und ausser Land zu weisen, auch künftig keinen mehr Aufenthalt zu verstatten; Und zwar um so mehr, als die bisherige Erfahrung zur Genüge erwiesen, daß von dergleichen Leuten, wann sie die Ländereyen ausgesogen, und wieder fortziehen, sehr geringer Nutzen zu schöpfen seye. Alldieweilen auch durch die Frantzösische Pfarrer sothane Flüchtlinge und allerhand Frantzösisches nichtsnutziges vertriebenes Gesinde[!] herbey gezogen wird, die alle im land wohnhaft verbliebene Franzosen auch meistens der Teutschen Sprach kündig worden; so seyend Ihre Churfürstl. Durchl. nicht gemeint, zu Mannheim, Heidelberg, Franckenthal oder sonsten, Frantzösische Pfarrer zu lassen, ...“<sup>26</sup>. Begründet wird diese Haltung des Kurfürsten damit, dass man andernfalls „bey der Cron Franckreich ... ein Digusto erwecken dürffte ...“. So nimmt es nicht Wunder, wenn die meisten Mitglieder der französischen Gemeinde Frankenthals und Mannheims zusammen mit ihrem Pfarrer Burcard Müller nach Magdeburg zogen und sie sich mit vielen anderen Pfälzern „als wesentliche wirtschaftliche und politische Kraft in Brandenburg-Preußen“<sup>27</sup> erwiesen.

Nur langsam sammelten sich trotzdem in der völlig zerstörten Stadt

wieder französisch sprechende Gemeindeglieder, doch erreichte die französische Gemeinde das ganze 18. Jahrhundert hindurch nicht mehr Umfang und Bedeutung der Zeit vor 1689. Im November 1702 erlaubte der kurpfälzische Kirchenrat dem Pfarrer des benachbarten Hessheim Johann Jacob Marnet, *„weilen er sich gewärtig zu Franckenthal aufhalte, ... den allda subsistirenden Wallonen eine frantzösische Predigt zu thun“*<sup>28</sup>.

Mit der kurpfälzischen Religionsdeklaration von 1705 wurden den Frankenthaler Reformierten u.a. auch die Ruinen der ehemaligen Stiftskirche und der „deutschen“ Kirche zugesprochen. Die deutsche Gemeinde richtete den Chor der ehemaligen Stiftskirche für gottesdienstliche Zwecke her, die kleine französische Gemeinde hielt Gottesdienst in ihrer Schule.

Mit dem aus Frankreich stammenden Jean Nicole Chevallier, der zugleich das Amt des Rektors der reformierten Lateinschule versah, wählte die französische Gemeinde 1710 zwar wieder einen eigenen Geistlichen; doch nach seinem Tod 1714 blieb die Pfarrstelle bis 1765 fast ständig unbesetzt. Die Gottesdienste und Abendmahlsfeiern wurden in der Regel von einem der Pfarrer der französischen Gemeinde Mannheims gehalten, die Kasualien vielfach von Geistlichen aus Nachbarorten und der hochdeutschen Gemeinde Frankenthals vorgenommen.

Der Ausbau Frankenthals zur *„Fabriquenstadt“* der Kurpfalz unter Kurfürst Carl Theodor in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte auch der französischen Gemeinde einigen Zuwachs. Vergleicht man jedoch die Namen der Gemeindeglieder dieser Zeit mit denen des Jahrhunderts vor 1689, findet sich kaum eine Übereinstimmung. Dagegen begegnen uns vor allem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts viele „deutsch“ klingende Namen (Folz, Koob, Fuchs, Bechtel usw.), eine Veränderung, die noch genauer Untersuchung bedarf.

Das Anwachsen der Gemeinde machte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen größeren Raum für den Gottesdienst notwendig. Nach langen Verhandlungen mit der deutschen reformierten Gemeinde in Frankenthal, Stadtrat, Regierung und Kirchenrat in Heidelberg durfte sich die französische Gemeinde in den Trümmern der ehemaligen „deutschen“ Kirche einen eigenen kleinen Gottesdienstraum ausbauen, dessen Mauern jedoch nicht die noch stehenden Wände überragen durften.

Das Anwachsen der Gemeinde, aber auch die Beschwerlichkeit des Weges von Mannheim nach Frankenthal führte letztendlich dazu, dass die Frankenthaler französische Gemeinde 1765 mit Jean Jolly nochmals einen eigenen Geistlichen wählte<sup>29</sup>. Sein Nachfolger Philipp Jakob Mayer, verstorben 1815, war zugleich der letzte Pfarrer der Gemeinde, denn seit der Neuordnung der kirchlichen Verwaltung in dem zu Frankreich gehörenden Gebiet des linken Rheinuferes gab es in Frankenthal nur noch eine reformierte Gemeinde, die sich 1818 wie alle anderen pfälzischen reformierten

Gemeinden mit den Lutheranern zur *Vereinigten protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche der Pfalz* zusammenschloss.

- 
- 1 Fr. W. CUNO: Die pfälzischen Reformierten Fremdeingemeinden, A: Die beiden Frankenthaler Fremdeingemeinden, in Pfälz. Memorabile, Theil XIV, Westheim: 1886, S. 3-129, und Geschichte der wallonisch-reformierten Gemeinde zu Frankenthal (= Geschichtsblätter des Deutschen Hugenottenvereins, III. Zehnt, Heft 3), Magdeburg 1894, S. 3-26.
  - 2 StadtA FT, I/1/83, Ratsprotokoll (RP) v. 31.12.1573.
  - 3 StadtA FT, I/1/83, RP 21.3.1576.
  - 4 Robert VAN ROOSBROECK: Emigranten, Nederlandse vluchtelingen in Duitsland (1550-1600), Leuven 1968, S. 194 f.
  - 5 Adolf VON DEN VELDEN: Das Kirchenbuch der französischen Gemeinde zu Heidelberg 1569-1577 und Frankenthal in der Pfalz 1577-1596. Weimar 1908, S. V f.
  - 6 VON DEN VELDEN, wie Anm. 5, S. 4-7.
  - 7 StadtA FT, I/1/83, RP 22.6.1580.
  - 8 StadtA FT, I/1/84, RP 11.11.1581.
  - 9 Gerhard KALLER: Wallonische und niederländische Exulantensiedlungen in der Pfalz. Entstehung und Stadterhebung, in: Oberrheinische Studien, Bd. 3, Karlsruhe 1975, S. 346, A. 55.
  - 10 StadtA FT, I/1/85, RP 23.12.1584.
  - 11 StadtA FT, I/1/114, RP 25.6.1679.
  - 12 StadtA FT, I/1/84, RP 20.4.1580.
  - 13 Elisabeth BÜTFERING: Frankenthal im 16. Jahrhundert. Verfassungs- und sozialgeschichtliche Entwicklung der Exulantenstadt. – Frühneuzeitliche Exulantenbewegung und Städtewesen in Nordwestdeutschland. Sonderforschungsbereich 164. Vergleichende geschichtliche Städteforschung. Teilprojekt C 6 der DFG, Universität Münster, 1981, masch.), S. 67.
  - 14 StadtA FT, I/1/68, RP 11.12.1588.
  - 15 Jacob WILLE: Stadt und Festung Frankenthal während des dreißigjährigen Krieges. Nebst Vorgeschichte ihrer Entstehung und Entwicklung, Heidelberg 1877; Anlage I, S. 114 f.
  - 16 Walter JAROSCH: Gnadenpfennige und Portraitmedaillen der Frankenthaler Goldschmiede Claude de la Cloche und Jan de Pommaert für den Heidelberger Hof, in Ausst. Katalog Kunst, Kommerz, Glaubenskampf, Frankenthal um 1600, Worms 1995, S. 192-196, und VON DEN VELDEN, wie Anm. 5, S. 93.
  - 17 Traudel HIMMIGHÖFER: Die Selbstbiographie des reformierten Theologen Paul Tossanus (Toussain) (1572-1634), in Frömmigkeit unter den Bedingungen der Neuzeit. Festschrift für Gustav Adolf Benrath zum 70. Geburtstag. Quellen und Studien zur hessischen Kirchengeschichte, Band 6, Darmstadt u. Kassel 2001, S. 37-55.
  - 18 StadtA FT, XVI/1/4, Protokollbuch der wallonischen reformierten Gemeinde 1658 bis 1785.
  - 19 Ph. W. L. FLAD: Ursprung und Geschichte der Churpfälzischen Hauptstadt und vormaligen Vestung Franckenthal. Handschrift. Manusk., um 1772, S. 156.
  - 20 StadtA FT, XVI/1/4, fol. 107.
  - 21 StadtA FT, I/1/119, RP 31.12.1687 und XVI/1/4, fol. 108.
  - 22 StadtA FT, I/1/119, RP 25.2.1688.
  - 23 StadtA FT, XVI/1/4, fol. 108.
  - 24 StadtA FT, XVI/1/4, fol. 110.
  - 25 StadtA FT, XVI/1/4, fol. 111.
  - 26 Burcard Gotthelf STRUVE: Ausführlicher Bericht von der Pfälzischen Kirchen=Historie usw., Frankfurt 1721, S. 808 u. 983.
  - 27 Meinrad SCHAAB: Geschichte der Kurpfalz, Stuttgart, Berlin, Köln 1982, Band 2, S. 161.
  - 28 FLAD, wie Anm. 19, S. 186.
  - 29 StadtA FT, XVI/1/4, fol 71 f. und 81 f.

**„Man muß allezeit thun waß raisonabel – es gefalle oder nicht – undt in übrigen gott walten laßen.“<sup>1</sup>**

## **Liselotte von der Pfalz und ihre Briefe.**

von Hannelore Helfer

*„Meine hertz aller libste junfer Ofelen – daß ich euch so lang nicht geschriben ist nicht aus vergesenheit gesche[he]n – sondern weil ich so viel zu thun gehatt habe undt auch mitt der reis nach Franckenthal undt mitt dieser reis wider willen die post versä[u]mt.“<sup>2</sup>*

Die dies, am 15. September 1663 in Frankenthal, geschrieben hat, war niemand anderes als die elfjährige Elisabeth Charlotte, Pfalzgräfin bei Rhein, nachmals Duchesse d'Orléans, die durch ihre Briefe bekannt und als Liselotte von der Pfalz populär werden sollte.

Wer war diese pfälzische „Prinzessin der Herzen“, die gerne als die berühmteste Pfälzerin bezeichnet wird?<sup>3</sup> Von der aber heute die meisten nur noch wissen, dass sie zahlreiche meist deftige Briefe geschrieben hat und unangepasst am französischen Hof lebte; deren Schicksal Stoff für Romane und Theaterstücke, Historienfilme und Operetten lieferte, und deren Name sich trefflich vermarkten lässt. In der öffentlichen Wahrnehmung ist ihr Bild von Klischees geprägt, die den Blick auf ihre wahre Persönlichkeit verstellen. Diese Klischees werden mit ausgewählten kurzen Passagen aus einzelnen der zahllosen Briefen belegt, die sie während mehr als einem halben Jahrhundert an Freunde und Verwandte geschrieben hat. In den meisten Fällen können sie unschwer mit anderen Passagen widerlegt werden. Als Angehörige des europäischen Hochadels und des französischen Königshauses spielte sich ihr Leben in der Öffentlichkeit ab. Gegen Ende ihres Lebens schrieb sie an ihre Halbschwester Louise: *„Daß große wie kleine ihre last in dießer welt haben, ist kein wunder; den sie seindt ja nur menschen wie andere auch, also alles unterworffen, waß den menschen in der welt begegenen kan. Aber waß sie ahm argsten haben, ist, daß sie allezeit mitt so viel leütte umbringt sein, daß ihre unglücke nie heimblich, noch verborgen sein können, und müßen denen, so weniger seindt, alß sie zum spectacle dinnen.“<sup>4</sup>*

Liselotte, deren richtiger Name Elisabeth Charlotte lautet, wurde 1652 in Heidelberg als Tochter des Kurfürsten Karl I. Ludwig von Pfalz-Simmern und der Charlotte von Hessen-Kassel geboren. Ihre Großeltern väterlicherseits waren Kurfürst Friedrich V. (bekannt als Winterkönig) und Elizabeth Stuart – mütterlicherseits Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel und Amalie von Hanau-Münzenberg. 1671, mit 19 Jahren, wurde sie aus politischen Überlegungen mit Philippe d'Orléans, dem einzigen Bruder des französischen Königs Ludwig XIV., vermählt und damit zu einer der ranghöchsten Damen des französischen Hofes. Sie gebar zwei Söhne, von denen der



*Liselotte von der Pfalz 1670, unbekannter Maler, Öl auf Leinwand,  
Reiss-Engelhorn-Museum Mannheim*

eine im Kindesalter starb, der andere (Philippe) während der Minderjährig-keit von Ludwig XV. Regent von Frankreich wurde, und eine Tochter (Elisa-beth Charlotte), die sich mit dem Herzog von Lothringen vermählte. Durch ihre Tochter wurde sie die Großmutter des Kaisers Franz I. Stefan, der mit seiner Gemahlin Maria Theresia das Haus Habsburg-Lothringen begründe-te. 1680 starb ihr Vater, Kurfürst Karl I. Ludwig. 1685 erlosch mit dem Tod

ihres kinderlosen Bruders, Kurfürst Karl II., die protestantische Kurlinie Pfalz-Simmern. Drei Jahre danach kam es zu dem für die Pfalz verheerenden Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688-1697), da der französische König, im Namen seiner Schwägerin, territoriale Ansprüche erhob. Mit 49 Jahren wurde sie Witwe. Als sie 63 Jahre alt war, starb Ludwig XIV. Von da an lebte sie hauptsächlich in St. Cloud und Paris und trauerte dem Leben bei Hof nach. Am 12.10.1715 schrieb sie an Herrn von Harling: „[...] *viellerley ursachen haben mich bewogen den könig zu regretiren, wen es auch nur were – daß liebe Fontainebleau nimmermehr zu sehen, auch daß liebe undt ahngenehme Versaille undt Marly nicht mehr zu bewohnen, ohn ahngesehen noch hundert andern ursachen, deren mons<sup>f</sup> d’Harling selber viel erwehnt, so nur zu wahr sein.*“<sup>5</sup> An ihre Halbschwester Louise schrieb sie 1722: „*Seyder deß könig todt undt unßer burgerliches leben zu Paris bin ich sehr leutt-scheü geworden; mit einem wordt, alles ist mir verleydt*“<sup>6</sup> und an Herrn von Harling: „*Mons<sup>f</sup> von Harling – vorgestern habe ich sein schreiben vom 22 juni [1722] zu recht entpfangen – alß Ich eben wieder von Versaille kam – welches mir das hertz so schwer gemacht – daß Ich mich nicht zu behelffen gewust. Den ob Ich zwar den jungen könig<sup>7</sup> undt sein artig breüttgen undt jnfantgen<sup>8</sup> hertzlich lieb habe, so muß Ich doch gestehen, daß Ich mich nicht gewohnen kan – überall nichts alß kinder zu sehen, undt nirgendt den großen könig<sup>9</sup>.*“<sup>10</sup> 1722 starb sie im Alter von siebzigeinhalb Jahren.<sup>11</sup>

Die Lebensumstände der Elisabeth Charlotte, die „*aus einer Familie unverbesserlicher vielsprachiger Briefschreiber*“ stammt,<sup>12</sup> begünstigten die Entstehung ihres umfangreichen Briefwerkes, denn schon früh wurde sie von ihr wichtigen Menschen getrennt. Sie war erst sieben Jahre alt, als ihr Vater sie vom Heidelberger Hof entfernte und nach Hannover zu seiner Schwester Sophie, der Herzogin und späteren Kurfürstin, in Obhut gab, die sie auch auf Reisen mitnahm. In Den Haag schrieb sie 1659 ihren ersten bisher bekannt gewordenen Brief.<sup>13</sup> Vier Jahre später, sie war jetzt elf Jahre alt, musste sie Hannover wieder verlassen, den Ort, von dem sie später sagen wird. „*Ich habe nie keine bessere Zeit gehabt als zu Hannover.*“<sup>14</sup> Es waren ihre Briefe, mit denen sie den Kontakt aufrechterhielt. Diejenigen, die sie aus der Kurpfalz an ihre Tante Sophie schrieb, sind nicht überliefert.<sup>15</sup> Hingegen haben sich die Briefe an ihre ehemalige Hofmeisterin, Anna Katharina von Harling, geb. von Offeln, ihre „*herzallerliebste jungfer Offeln*“ erhalten, die mit ihr nach Hannover geschickt worden war, sich dort mit Christian Friedrich von Harling vermählt hatte und in hannoversche Dienste getreten war. Es sind dies die einzigen Briefe, die bisher aus ihrer Kindheit und Jugendzeit bekannt geworden sind. Die räumliche Entfernung und die Zahl der Verwandten und Freunde, die sie zurücklassen musste, vergrößerten sich, als sie nach Frankreich verheiratet wurde. Wieder stellten Briefe die einzigen Verbindungen dar. Briefe, über die sie schrieb: „*mich deücht –*

*daß die lust von den briefen ist, wen man mitt einander spricht, alß wen man noch beÿsammen were.*<sup>16</sup>

In den rund 60 Jahren, in denen sie gern und mühelos schrieb („*Ich thue nichts liebers – alß ahn meine gutte freünde zu schreiben undt mich mitt ihnen zu entreteniren*“<sup>17</sup>), hat sie zahlreiche Korrespondenzen geführt<sup>18</sup> und eine beträchtliche Anzahl von zum Teil sehr umfangreicher Briefe hinterlassen. Aufgrund unterschiedlicher Hochrechnungen wird vermutet, dass sie 40.000 bis 60.000 Briefe, einen großen Teil davon in französischer Sprache, geschrieben hat. Die meisten dieser Briefe sind entweder nicht überliefert oder wurden noch nicht aufgefunden. So fehlen z.B. vollständig oder weitgehend die Korrespondenzen, die sie nachweislich über viele Jahre mit ihrer Mutter, mit ihrer Tochter<sup>19</sup>, mit ihren beiden Stieftöchtern und mit ihrer Tante mütterlicherseits, Emilie von Hessen-Kassel, *princesse de Tarante*<sup>20</sup>, geführt hat, sowie die Korrespondenzen, die sie vermutlich mit ihrem Vater und ihrem einzigen Bruder führte.<sup>21</sup> Zurzeit lassen sich rund 5750 Briefe nachweisen<sup>22</sup>, die allerdings nur zum Teil in edierter Form zugänglich sind.

Einem gebildeten deutschsprachigen Publikum waren Auszüge aus ihren Briefen seit dem späten 18. Jahrhundert bekannt. Als Erstes erschien 1789 eine Sammlung thematisch und mit offensichtlich tendenziöser Absicht zusammengestellter Fragmente aus ihren Briefen an Caroline von Wales, wobei bemerkenswert ist, dass bereits 1788, am Vorabend der Französischen Revolution, eine französische Übersetzung davon unter bisher ungeklärten Umständen veröffentlicht wurde.<sup>23</sup>

Ab 1900 wurden Bruchstücke ausgewählter und bearbeiteter Briefe durch zahlreiche Anthologien einem breiten Lesepublikum nahegebracht. Die wichtigsten Anthologien sind diejenigen, welche im Inselverlag und im Verlag Langewiesche-Brandt erschienen sind.<sup>24</sup>

Worauf beruht der anhaltende Erfolg der Brieffragmente der Elisabeth Charlotte, Duchesse d'Orléans, resp. der Liselotte von der Pfalz? Er beruht einerseits auf ihrem Inhalt, andererseits auf ihrer Sprache.

Ihre lebhaften, humorvollen, oft belustigten, stellenweise leicht ironischen und oft sehr nachdenklichen Mitteilungen zeugen von einer scharfen Beobachtungsgabe und einem kritischen Verstand, der allerdings bisweilen versagt und sie ungezügelt emotional reagieren lässt. In diesen Fällen kann sie in ihren Briefen recht grob und ausfallend werden. Geschrieben hat sie in einer bildhaften, verständlichen, gelegentlich auch derbdrastischen Sprache. Ihre Briefe sind Musterbeispiele verschriftlichter Mündlichkeit. Eigenhändig geschrieben sind sie Briefe privaten Inhalts, in denen sich Stationen ihres Lebens, ihre Ansichten und Wertvorstellungen, die Persönlichkeit ihrer Briefpartner, aber auch zahlreicher anderer Personen spiegeln. Sie dienten der Pflege der Kontakte, dem Austausch von Neuigkeiten und Gedanken, und waren in den meisten Fällen Antworten

auf die von ihren Briefpartnern aufgeworfenen, die unterschiedlichsten Lebensbereiche betreffenden Fragen. In Lebenskrisen verschafften sie ihr Erleichterung. Eher beiläufig berichtete sie von Alltäglichem und über das oft von der Politik bestimmte Tagesgeschehen. Sie lebte als Schwägerin Ludwigs XIV. und später als Mutter des Regenten in einer bewegten Zeit am französischen Hof. Was für sie Alltag war, eröffnet dem heutigen Leser und den Forschern verschiedenster Fachrichtungen interessante Einblicke in ihre Zeit und machen ihre aus dem Moment heraus geschriebenen Briefe zu aussagekräftigen Zeitdokumenten, die noch aufschlussreicher werden, wenn man den jeweiligen historischen Hintergrund und die Zusammenhänge kennt. So schreibt sie z.B. am 20.12.1698: *„Bitte [...] mein lieb fraw von Harling, sie wolle sich doch informiren – ob kein teütscher fürst keinen cammer dinner von nöhten hatt, den es ist hir ein junger mensch – von gutten kauffmans leütten, so sich woll auff kleÿder verstehet. Kan auch woll rassiren; Der muß der religion wegen Franckreich quittiren, undt wolte gern einen fürsten dinnen, wo zu er gar propre ist; Ich interessire mich vor ihm – weillen er meiner am[m]en tochter heürahten wirdt – so auch noch reformirt ist; Undt würden also mitt ehren auß Franckreich kommen können. Mein hertzlieb fraw von Harling würde mir einen rechten gefahlen thun, wen[n] sie dießen menschen placiren könte. Es were ein rechtes werck der barmhertzigkeit [...]“*<sup>25</sup>

Man erfährt auch vom Glaubenswechsel des Bernard Angélique de Crémeaux, abbé d'Entragues, der *„in Paris selber reformirt geworden, undt auff weißh[n]nachten verkleÿdt bey dem holländischen ambassadeur communicirt hatte“*<sup>26</sup>, dessen Inhaftierung gefordert wurde, der auf ihr Anraten und mit Duldung ihres Sohnes, des Regenten, fliehen konnte, in Lille aufgegriffen und dort in der Zitadelle festgesetzt wurde.

Bedauerlich ist, dass man die Verse nicht kennt, über die sie am 20.10.1718 an Herrn von Harling schrieb: *„Nun Ich weiß – daß der gutte [Jacques de Rozemont, sieur de] Boucoeur die vers gemacht hatt – wundert mich nicht – daß er viel von hir warheiten gewust hatt; Ich bitt Monsf Harling ihn doch sehr vor mich dancken – daß er so avantageux von mir spricht; Freÿlich habe ich ihn offt gesehen undt gesprochen; Es war mir recht leydt – wie man ihn in die bastille gesetzt [hat]. Jammerte mich gar sehr“*<sup>27</sup> und dass man auch bisher ihren Brief an Boucoeur nicht kennt, über den sie an Herrn von Harling schreibt: *„Es verdrist mich gar nicht – daß der gutte Boucoeur mir wider geschrieben; Es ist nur eine dancksaung – daß Ich ihm geschrieben [...]“*<sup>28</sup>

Interessant ist es auch zu erfahren, wie es dazu kam, dass die Hugenottin Elisabeth Philipponeau de Montargis, die später Siméon de la Chevallerie geheiratet hat, Jungfer der Sophie Charlotte von Braunschweig-Lüneburg, der späteren Kurfürstin von Brandenburg resp. Königin von Preußen, wur-



de. Am 1.8.1677 schrieb die Herzogin von Orléans an Frau von Harling: *„So bald ich eweren brieff geleßen – hab ich mit Mad. de Chomberg [Suzanne d'Aumale d'Haucourt, zweite Gemahlin von Frédéric Armand Graf von Schomburg] davon gesprochen – welche von der religion ist – eine gar verständige ehrlich fraw. Selbige kent alle edelleütte – so reformirt sein, vndt hatt mir versprochen – daß sie mir vor ewer printzes eine jungfer außuchen will, welche eben so sein solle – wie ihr mir geschrieben.“*<sup>29</sup>

Von Herkunft, Erziehung, Veranlagung und Überzeugung war Elisabeth Charlotte Protestantin kalvinistischer Prägung. Daran änderte sich auch nichts, als sie mit 19 Jahren, damit ihre Heirat zustande kommen konnte, zum katholischen Glauben übertreten musste und seitdem pflichtschuldig die katholischen Riten befolgte.<sup>30</sup> Nicht zuletzt darum beschäftigte sie die Verfolgung der Protestanten in Frankreich und ihre Unterdrückung in der Pfalz immer wieder.<sup>31</sup> Mit Interesse verfolgte sie die Geschehnisse in Heidelberg, den Katechismusstreit (Glosse zu Frage 80) und den Streit um die Heiliggeistkirche. Bezeichnend für ihre pragmatische Einstellung ist ihr Brief vom 18.4.1720 an Herrn von Harling: *„Mitt der h: geist kirch haben die reformirten pfaltzer recht; Aber mich deücht – sie konten woll nachlaßen [zulassen] – daß man die 80 frag auß dem cathegismus thut. Infectiven [Schmähungen] deügen nirgendts nicht; Damitt würde man nichts mehr gegen ihnen zu sagen finden; Wie man im sprichwort sagt – eine handt muß die ander waschen.“*<sup>32</sup>

Die Konflikte zwischen den christlichen Konfessionen beschäftigten sie immer wieder. So schrieb sie z.B. 1697 an ihre Halbschwester, die Raugräfin Louise: *„Es ist eine verdrießliche sache, daß die pfaffen machen, daß die Christen einander so zuwider sein müßen. Die 3 christliche religionen, wen man meinen raht folgte, sollten sich vor eine halten und sich nicht informiren, waß man drinen glaubt, sondern nur ob man nach dem evangelion lebt, undt dagegen predigen, wen man übel lebt, aber die Christen unter einander heürahten laßen undt in welche kirch gehen, alß sie wollen, ohne es übel zu finden; so würde mehr einigkeit unter den Christen sein, alß nun ist.“*<sup>33</sup> Die Konflikte deutete sie als Machtkämpfe: *„Weder die reformirtten prediger, noch catholischen pfaffen werden ihr leben nicht zugeben, daß sich die 3 christlichen religionen vereinigen mögen; so wollen alle regieren undt das ging nicht ahn, wen die religionen sich vergleichen solten.“*<sup>34</sup>

Glaubens- und Religionsfragen beschäftigten sie schon in jungen Jahren: *„Ich fragte einsmahls ahn herr Salmond wie es käme, daß in der heylligen schrift stehet, daß die menschen nach Gottes ebenbildt geschaffen sein undt die menschen doch so gar unperfect weren? Er andtworte, daß Gott den menschen perfect geschaffen hette, aber daß er die perfection in seinem fall verlohren hette. Ich sagte: weill der mensch denn so perfect war, wie hatt er fehlen undt fallen können? Herr Salmond sagte: das ist durch*

ahnstiftung des satans geschehen. Ich sagte: dem teüffel glauben war doch keine perfection. Da sagte er nur: solche sachen muß nicht zu weit nachgrübeln; dabey bliebe es [...].<sup>35</sup> „Ich war so ein klein kindt nicht, wie mich herr Salmond instruiert, ich ging in mein 16 jahr, konte also woll raisonniren.“<sup>36</sup>

Sie „grübelte“ aber während ihres ganzen Lebens über Glauben, Aberglauben, das Leben nach dem Tode und die Bestrafung der Sünden. Sie las täglich in der Bibel, sang aus Überzeugung protestantische Kirchenlieder und entwickelte ihre eigenen religiösen Vorstellungen, die in einem Brief zum Tod von Leibniz deutlich werden: „Wen die leütte gelebt haben, wie dießer man[n] undt wie Mons<sup>r</sup> Harling mir sein leben beschreibt – kan Ich nicht glauben, daß er von nohten gehabt hatt – prister beÿ sich zu haben [...]. Sanct Paullus sagt – daß die gutten Wercke den wahren glauben zeichen – weillen sie die früchte davon sein. Gewohnheit ist keine gotts forcht; Man muß wißen – waß man in der gotts forcht thut. [Wer] nur zum h abendtmahl auß gewohnheit geht – kan gott nicht ahngenehm sein.“<sup>37</sup> Auf Grund ihrer kalvinistischen Erziehung zieht sie die Vorbestimmung, das „verhängnus“, wie sie es nennt, nie in Zweifel und schöpft aus ihrem Glauben, besonders in zunehmendem Alter, Trost und Stärke: „Ich bin woll ewerer meinung – mons<sup>r</sup> Harling – daß niemandts seinen todt entgehen kann; Weillen unßer haar ja alle gezehlt seÿen – wie viel mehr unßere stunden undt leben; Aber Ich bin auch persuadirt – daß unßer herr gott unß nicht vor andere leütte sünden strafft undt daß ein jeder vor seine eÿgene fehler bezahlen muß; Wen man nur seine divertissementen in gutter intention thut – glaube Ich nicht – daß wir zu verantworten haben – waß andere übels thun.“<sup>38</sup>

- 
- 1 Hannelore HELFER [Hg.]: Liselotte von der Pfalz in ihren Harling-Briefen: Sämtliche Briefe der Elisabeth Charlotte, duchesse d'Orléans, an die Oberhofmeisterin Anna Katharina von Harling, geb. von Offeln, und deren Gemahl Christian Friedrich von Harling, Geheimrat und Oberstallmeister zu Hannover. Mit einem Glossar von Malte-Ludolf Babin, Hannover 2007, S. 769: Brief an Herrn v. Harling vom 27.11.1721.
  - 2 Ebd., S. 70.
  - 3 EDITORIAL in: LISELOTTE. Das Magazin für die ganze Pfalz, herausgegeben vom Bezirksverband Pfalz. Herbst 2008, S. 3. [Seit Herbst 2008 zweimal jährlich erscheinendes, an alle Haushalte in der Pfalz verteiltes Gratisheft.]
  - 4 Wilhelm Ludwig HOLLAND [Hg.]: Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Bd. 1-6. Tübingen / Stuttgart 1867-1881. Bd. 3, S. 265. An Raugräfin Louise am 19.5.1718.
  - 5 HELFER 2007, S. 365.
  - 6 HOLLAND 1881, Bd. 6, S. 354. An die Raugräfin Louise am 26.3.1722.
  - 7 Ludwig XV.
  - 8 Maria Ana Victoria de Borbón, gen. Reine Infante.
  - 9 Ludwig XIV.
  - 10 HELFER 2007, S. 810.
  - 11 Für Details zu ihrer Biographie siehe entweder: Dirk VAN DER CRUYSSSE: Madame Palatine, Princesse Européenne, Paris 1988 oder die gekürzte deutsche Übersetzung:

---

„Madame sein ist ein ellendes Handwerck.“ Liselotte von der Pfalz – eine deutsche Prinzessin am Hof des Sonnenkönigs, München 1990.

- 12 Ebd., 1990, S. 15.
- 13 HELFER 2007, S. 973.
- 14 Ebd., S. 311: An Herrn v. Harling am 27.2.1710.
- 15 Ebd., S. 1142.
- 16 Ebd., S. 654: An Herrn v. Harling am 2.5.1715.
- 17 Ebd., S. 654: An Herrn v. Harling am 5.9.1720.
- 18 Ebd., S. 1139-1201.
- 19 Ebd., S. 1171.
- 20 Ebd., S. 1195.
- 21 Ebd., S. 1175.
- 22 Ebd., S. 14-18 und S. 967-1138.
- 23 Ebd., S. 15f.
- 24 INSELVERLAG: (Hans F. HELMOLT [Hg]: Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, 1. Auflage, Leipzig 1908. Helmuth KIESEL [Hg]: Briefe der Liselotte von der Pfalz, 1. Auflage, Frankfurt a.M. 1981).  
VERLAG LANGEWIESCHE-BRANDT: C. KÜNZEL(Hg.): Die Briefe der Liselotte von der Pfalz, Herzogin von Orleans, 1. Auflage, Ebenhausen 1912. Margarethe WESTPHAL (Hg.): Liselotte von der Pfalz, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Duchesse d'Orléans, Madame, 1. Auflage, Ebenhausen 1979. Annedore HABERL (Hg.): Liselotte von der Pfalz, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Duchesse d'Orléans, Madame Briefe, Ebenhausen 1996 sowie München (Hanser) 1996.
- 25 Ebd., S. 279f.
- 26 Ebd., S. 580: An Herrn v. Harling am 7.1.1720.
- 27 Ebd., S. 451: An Herrn v. Harling am 10.7.1718.
- 28 Ebd., S. 470: An Herrn v. Harling am 20.10.1718.
- 29 Ebd., S. 146.
- 30 Beate LÜDER: Religion und Konfession in den Briefen der Liselotte von der Pfalz (= Schriften der Gesellschaft der Freunde Mannheims und der ehemaligen Kurpfalz. Mannheimer Altertumsverein von 1859), Heft 19, Mannheim 1987.
- 31 Ebd., S. 64ff.
- 32 HELFER 2007, S. 611f.
- 33 HOLLAND 1867, Bd. 1, S. 75. Brief vom 22.1.1697.
- 34 HOLLAND 1874, Bd. 3, S. 132f. An die Raugräfin Louise am 25.11.1717.
- 35 Eduard BODEMANN (Hg.): Aus den Briefen Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans an die Kurfürstin Sophie von Hannover. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts. Bd. 1. 2 Hannover 1891, S. 10. Brief vom 28.7.1701.
- 36 Ebd., S. 11: Brief vom 18.8.1701.
- 37 HELFER 2007, S. 398. An Herrn v. Harling am 29.11.1716.
- 38 HELFER 2007, S. 313. An Herrn v. Harling am 27.3.1710.

**Herzliche Einladung zum 46. Deutschen Hugenottentag  
nach Frankenthal/Pfalz – 5. bis 7. Juni 2009**

Programm siehe [www.hugenotten.de](http://www.hugenotten.de)

Info und Anmeldung: Deutsche Hugenotten-Gesellschaft  
Hafenplatz 9a in 34385 Bad Karlshafen, Tel 05672-1433/  
E-Mail [dhgev@t-online.de](mailto:dhgev@t-online.de)

## Daniel Bernard (\* 1676 Frankenthal; † 1761 Utrecht)

von Albert de Lange

### Einleitung

In der Evangelischen Kirche der Pfalz gibt es mehrere Pfarrer und Pfarrerrinnen, die dank des so genannten *Stipendium Bernardinum* Theologie an der Universität zu Utrecht in den Niederlanden studieren konnten. Heute weiß aber kaum jemand mehr, dass der Stifter dieses Stipendium, Daniel Bernard, in Frankenthal geboren wurde. Daher möchte ich ihm in dieser Sondernummer anlässlich des Hugenottentags in Frankenthal eine kurze Biographie widmen. Dabei stütze ich mich hauptsächlich auf bereits bestehende Literatur; ich habe kaum Neues finden können.

### Frankenthal

Im Jahr 1561 wandte sich Kurfürst Friedrich III. der Pfalz dem reformierten Bekenntnis zu. Ein Jahr später lud er überwiegend flämisch (niederländisch) sprechende Reformierte aus Frankfurt ein und stellte ihnen das Augustiner Chorherrenstift „Groß-Frankenthal“ zur Verfügung. Die meisten von ihnen stammten aus Flandern in den südlichen Niederlanden (dem heutigen Belgien). Sie waren wegen der repressiven Religionspolitik des katholischen Königs Philipp II. geflohen. Bald schlossen sich auch einige Wallonen (französisch sprechende Reformierte aus den südlichen Niederlanden) der Gemeinde an. Sie errichteten erst eine eigene Gemeinde, als 1578 ungefähr 30 weitere Wallonen von Heidelberg nach Frankenthal zogen. 1583 wurde schließlich auch eine deutsche reformierte Gemeinde gegründet, die hauptsächlich aus Pfälzern bestand und der sich später auch Deutschweizer Immigranten anschlossen.

Viele der flämischen und wallonischen Zuwanderer waren Handwerker (z B. Goldschmiede) und Händler. Dank ihrer Initiative entwickelte sich Frankenthal rasch zu einem prosperierenden Städtchen. 1577 wurden dem Ort die Stadtrechte verliehen. Am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts bauten die Kurfürsten Frankenthal zur stärksten linksrheinischen Festung der Pfalz aus.

### Die Familie(n) Bernard

Aus den Ratsprotokollen vom 31. August 1573 geht hervor, dass ein bestimmter François Bernadt nach Frankenthal zugezogen war: „*Francois Bernadt von Brussel, Zimmermann von Beruf, hat versucht, empfangen zu*

*werden als Bürger und ist ihm gefragt worden von Urkunde von seinem Abschied von dort, wo er hergekommen ist, sagt er dass er davon keinen schriftlichen Bescheid hat bekommen können, weil er verdächtig war wegen seiner Religion. Und Bernart Sclapeters bestätigt dass er Francois mit Erlaubnis von seinem Vater und Mutter ausgezogen war von Brussel, und dass er als Verdächtiger wegziehen musste. Und Adriaen van Conyncxloo, ist Bürge für denselben Francois, und verspricht zu bezahlen die 2 Gulden, und wurde so denselben Francois als Bürger empfangen.“<sup>1</sup>*

Aus dem französischen Vornamen François kann man ableiten, dass Bernadt von Geburt her Wallone war, obwohl Brüssel damals überwiegend flämisch war. In den niederländischen Taufregistern von 1579 wird er zusammen mit seiner Frau Maiken erwähnt, als sie ihre Tochter Hester Bernardt taufen ließen.<sup>2</sup> Im Jahre 1604 lässt ein bestimmter Artus Bernaerds seinen Sohn François in der niederländischen Gemeinde taufen. Möglicherweise war er ein Enkel des François Bernadt.<sup>3</sup>

Die Schreibweise „Bernard“ taucht erst 1627 und später zwischen 1662-1670 in den wallonischen Kirchenregistern auf.<sup>4</sup> Dabei findet man in der männlichen Linie nur den einen Vornamen „Jean“, sodass es ausgeschlossen scheint, dass es sich um Nachfahren von François Bernadts oder Artus Bernaerds handelt. Möglicherweise zogen diese weg, als Frankenthal vom Dreißigjährigen Krieg in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die Festungsstadt befand sich von 1623 bis 1632 und 1635 bis 1652 in den Händen der Spanier, die versuchte die Bevölkerung mit Hilfe der Jesuiten zu rekatholisieren. Es ist nicht sicher, ob es sich immer um dieselbe Familie „Bernard“ handelt, denn sowohl der Vorname Jean wie auch der Familienname Bernard kommt im französischen Sprachgebiet häufig vor.

Im Jahr 1673 wird zum ersten Mal die Anwesenheit des „Kaufmanns“<sup>5</sup> Guiliam<sup>6</sup> Bernard in der Stadt bezeugt, als er und seine Frau Johanna de Hulter<sup>7</sup> ihren Sohn Paulus in der niederländischen Gemeinde taufen ließen.<sup>8</sup> Drei Jahr später folgte ihr Sohn Daniel, der am 22. Oktober 1676 getauft wurde<sup>9</sup> und schließlich 1685 ihre Tochter Johanna Charlotte.<sup>10</sup> Das Ehepaar Bernard hatte bereits einen Sohn Johannes, als es nach Frankenthal zog.<sup>11</sup>

Es gibt kein Grund zur Annahme, dass Guiliam Bernard von der Familie des Jean Bernard abstammt oder mit ihr verwandt war.<sup>12</sup> Es spricht einiges dafür, dass er von Amsterdam (woher seine Frau offensichtlich stammte) nach Frankenthal ausgewandert ist.<sup>13</sup> Van Veen zufolge war er mit der angesehenen wallonischen Familie Bernard verwandt, die vermutlich aus Tournai (Doornik) stammte. Diese war schon im 16. Jahrhundert in die Niederlande ausgewandert und lebte inzwischen in Amsterdam. Die wohlhabende Familie hatte sich unter anderem die Herrlichkeit *Cattenbroek* er-

worben.<sup>14</sup> Guilliam lieh sich von dieser Amsterdamer Familie Geld.<sup>15</sup> Van Veen klärt allerdings nicht, wie ihr Verwandtschaftsverhältnis aussah. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, das es sich um jenen Zweig der Familie handelt, der zuvor in England gelebt hatte.<sup>16</sup>

Die Zuwanderung von Niederländern in die Pfalz kam häufiger vor, da der Kurfürst Karl Ludwig (1649-1680) nach Kriegsende eine aktive Ansiedlungspolitik betrieb, um die Kurpfalz wieder auf zu bauen.<sup>17</sup>

### **Daniels Jugend in Frankenthal**

Über Daniels Jugend in Frankenthal ist nichts bekannt. Vermutlich besuchte er das Pädagogium, ein niederländischsprachiges Progymnasium,<sup>18</sup> dessen Rektor nach 1685 Christian Ursinus war.

Als Daniel 12 Jahre war, brach eine neue Katastrophe über die Stadt herein. Im Zuge des Pfälzischen Erbfolgekrieges wurde Frankenthal im November 1688 von den Franzosen erobert, im Frühjahr 1689 geschleift, im September 1689 in Brand gesteckt und fast völlig zerstört. Die Wallonen und Flamen flohen nach Magdeburg, Brandenburg oder in die Niederlande. Kaum jemand von ihnen kehrte nach dem Ende des Krieges 1697 in die Stadt zurück, weil die römisch-katholische Neuburger Linie die Kurpfalz geerbt hatte und dort die Katholische Kirche wieder aufbauen wollte.

Es gibt keinen einzigen Hinweis, dass Daniel Bernard später Verbindungen nach Frankenthal unterhielt oder sich für seinen Geburtsort interessiert hätte. In seinem Brief vom 30. März 1730 weist er nur auf „*onse fatalitjten die wij in de Phalts ontmoed hadden*“ (unsere Widerwärtigkeiten, denen wir in der Pfalz begegnet sind). Er zielt wahrscheinlich auf die Verluste, die sein Vater wegen der Flucht aus der Stadt und ihrer Zerstörung erlitten hatte. Daher konnte er seine Schulden an die Amsterdamer Familie Bernard nicht zurückzahlen.<sup>19</sup>

### **Amsterdam**

Guilliam Bernard floh Ende 1688 oder zu Beginn 1689<sup>20</sup> mit seiner Familie nach Amsterdam. Das war naheliegend weil seine Frau die Tochter des Amsterdamer Kaufmanns Paulus de Hulter war. Wahrscheinlich hatte er bereits zuvor kommerzielle Beziehungen in die Stadt. Es ist unbekannt, wann Guilliam starb; seine Frau verheiratete sich wieder mit dem Leutnant Johannes Mels, der 1723 starb.

Ihre beiden Söhne wurden in Amsterdam weiter ausgebildet. Daniel lernte vermutlich den Kaufmannsberuf wie sein Vater.<sup>21</sup> Es gibt kein Beweis, dass er Theologie studiert hat. Sicherlich hat er nicht in Heidelberg studieren können, wo die Theologische Fakultät nach 1689 zum Erliegen gekommen war.<sup>22</sup>

## Batavia

Schon als junger Mann trat Daniel in den Dienst der Ostindischen Kompanie. Wahrscheinlich folgte er seinem Bruder Johannes, der Karriere in der niederländischen Kolonie Indien machte, und von 1727 bis 1733 sogar das Amt des Gouverneurs der Insel Ambon bekleidete. Möglicherweise bekam Daniel auch Unterstützung von seinen wohlhabenden Amsterdamer Verwandten.<sup>23</sup> Andries Bernard (1632-1704) zum Beispiel war „*bewindhebber*“ dieser Kompanie.<sup>24</sup>

Daniel arbeitete zuerst in Batavia, dem heutigen Djakarta, auf der Insel Java. Am 14. Januar 1706 verheiratete er sich dort mit Dina Maria Leydecker (1687-1712), einer Tochter des 1701 verstorbenen reformierten Pfarrers Melchior Leydecker,<sup>25</sup> der als Erster die Bibel in die malaiische Sprache übersetzt hatte. Daniels Schwiegermutter war Antonia van Riebeeck, eine Tochter von Jan van Riebeeck (1619-1677), dem bekannten Gründer von Kapstadt in Südafrika. Daniels Ehe belegt, dass er wegen seines inzwischen erworbenen Vermögens eine gute Partie war.

## Negapatnam

Daniel machte weiterhin Karriere. 1710 wurde er Gouverneur und Direktor der Küste von Koromandel an der Ostseite Indiens. Gouverneurssitz war Negapatnam, wo die Niederländer das Fort „*Vijf Sinnen*“ angelegt hatten. Es diente ihren Handelsschiffen als Zwischenstation auf der Fahrt von Indonesien in die Niederlande.

Dort starb am 2. Dezember 1712 Daniels Frau, mit der er drei Kinder hatte: zwei Söhne Melchior (†1767) und Guiliam (†1763) und eine Tochter Johanna Antonia (1707-1740).<sup>26</sup> Sein Sohn Melchior bereitete dem Vater später viele Probleme und sein Sohn Guiliam musste sogar wegen „*innocentie*“ (Geistesschwäche) unter Kuratel gestellt werden.<sup>27</sup> Die Tochter, die 1727 den Freiherrn Jan Hendrik Strick van Linschoten geheiratet hatte, starb bereits 1740 und hinterließ 9 unmündige Kinder.

## Amsterdam

1716 kehrte Daniel nach Amsterdam zurück. Im Alter von 40 Jahren war er so reich, dass er fortan als Rentner leben konnte. Unbekannt ist, wie er seinen Reichtum erworben hat.<sup>28</sup>

1718 heiratete er Isabella Bernard, eine Schwester des Daniel Jean Bernard,<sup>29</sup> Herr von Cattenbroek (1668-1736). Dieser war Schöffe und ein Mitglied der bereits erwähnten Amsterdamer Familie. Vermutlich nannte Daniel sich Bernard Guiliamsz, um sich von seinem mächtigen Schwager zu unterscheiden.

Die Ehe, die sehr unglücklich verlief, wurde 1738 unter großem öffentlichen Aufsehen getrennt.<sup>30</sup> Einer der Gründe dafür lag wohl in Bernards äußerst schlechten Beziehungen zu der Amsterdamer Verwandtschaft seiner Frau. Er bezeichnete sie in einem Brief von 1730 als „*geldsakken... met eenen onversaadelijcken geldhonger beset*“<sup>31</sup>. Er selbst scheint allerdings auch kein einfacher Mensch gewesen zu sein.<sup>32</sup>



*Die Geertekerk in Utrecht*

## **Utrecht**

1719 zog Bernard als Privatmann mit seiner zweiten Frau und den Kindern nach Utrecht. Dort wohnte er in einem vornehmen Haus an der Nordseite des Janskerkhofs, wo er bis zu seinem Tod blieb. Wie viele andere Rentner legte er sein Geld in Grundstücken an. Er kaufte 1724 die Herrlichkeit *Nieuw-Hellevoet* und *De Quack* von den Staaten von Holland für 8200 Gulden.<sup>33</sup> Bernhard, der sich jetzt Herr von *Nieuw-Hellevoet* nennen durfte, wurde 1725 von den Staaten mit Herkingen beliehen. Die Landgüter lagen ausnahmslos auf der Insel Voorne in der heutigen Provinz Süd-Holland südlich von Den Haag.

Daniel Bernard lebte meistens in Utrecht und verkehrte dort sicherlich in den höchsten Kreisen. Seine Tochter Johanna Antonia heiratete zum Beispiel einen Freiherrn Strick van Linschoten. Leider ist über sein gesell-





schaftliches und soziales Leben kaum etwas bekannt. Briefwechsel habe ich nicht gefunden. Daniel Bernard verstarb am 1. September 1761 in Utrecht und wurde in seinem Grabkeller in der Geertekerk beigesetzt.<sup>34</sup> Sein Grabstein<sup>35</sup> wurde 1948 in die Buurkerk überführt, wo er immer noch zu sehen ist, wenn auch teilweise von einer Drehorgel verdeckt, da sich in dieser Kirche heutzutage das „Museum van speelklok tot pierement“ befindet. Auf dem Grabstein steht: „Hier onder legd het overschot van Daniel Bernard Guilliams

*zoon, Heere van Nieuw Hellevoet en De Quack, mitsgaders Oud Gouverneur en Directeur ter Custe Chormandel in Oostindien &c, geboren den XXVII October MDCLXXVI binnen het Keurvorstendom van de Palts in de Stad Frankenthal en overleeden in de Stad Utrecht op den 1 September MDCCLXI“.*

### **Stipendium Bernardinum**

Daniel Bernard machte kurz vor seinem Tod am 18. August 1761 sein Testament.<sup>36</sup> Seine Landgüter und Häuser in Utrecht gingen an seinen Sohn Melchior, mit dem er sich inzwischen wieder versöhnt hatte. Auch den neun Kindern seiner verstorbenen Tochter und andere Familienmitglieder vermachte er einen erheblichen Teil seines Erbes.<sup>37</sup> Bernard hatte ein Teil seines Vermögens (9000 Pound Sterling) in englischen Bankaktien angelegt. Er verfügte in seinem Testament,<sup>38</sup> dass die laufenden Zinsen dieser Aktien Studenten aus der damaligen Unterpfalz (mit Hauptstadt Mannheim)<sup>39</sup> und Ungarn zugutekommen sollten. Sie sollten ein Stipendium von 300 Gulden pro Jahr bekommen, damit sie reformierte Theologie in Utrecht studieren könnten. Wenn zu viele Anfragen kämen, sollten die kurpfälzischen Studenten bevorzugt werden. Als Kuratorium bestellte Bernard die vier Utrechter Theologieprofessoren.

Was bewog Bernard dazu, diese Stiftung ins Leben zu rufen? Sein Biograph Van Veen verneint, dass die Erinnerung oder Bindung an Franken-

thal eine Rolle spielte, genauso wenig wie er Beziehungen zu Ungarn hatte. Wir wissen einfach nicht, warum er sich dafür entschied.<sup>40</sup> Hildenbrand meint, dass Bernard sich von den Utrechter Professoren beraten ließ,<sup>41</sup> aber Beweise dafür gibt es nicht. Fink behauptet, dass Bernard ein „*strenger Calvinist*“<sup>42</sup> war und sich deshalb für die verfolgten Reformierten engagierte. Beweisen lässt sich auch das nicht, auch wenn es stimmt, dass die Reformierten in der Pfalz und in Ungarn damals in einer schwierigen Lage lebten, weil sie von ihren katholischen Herrschern diskriminiert wurden.<sup>43</sup> Die Professoren der orthodox reformiert geprägten theologischen Fakultät in Utrecht waren im Jahr 1760 A. Voget (der erste Administrator des Stipendiums), W. van Irhoven (1760 nachgefolgt von dem einflussreichen Gisbertus Bonnet), F. Burmannus III. und G. Elsnerus.<sup>44</sup>

## Zum Schluss

1911 wurde des 150. Jubiläum des *Stipendiums Bernardinum* begangen. Es erschien aus diesem Anlass das wichtige Werk von Van Veen in niederländischer Sprache sowie eine Festschrift in deutscher Sprache von Jüngst und Weis sowie eine Gedenkmünze. Auch des 200-jährigen Bestehens des Stipendiums wurde gedacht, dieses Mal mit einem theologischen Aufsatzband unter dem Titel *De Spiritu Sancto*.

Bis vor kurzem empfingen jedes Jahr ein Student aus der Pfalz und zwei oder drei Studenten aus Ungarn das Stipendium. Derzeit ist die Vergabe wegen der Finanzkrise zeitlich unterbrochen, sie sollte jedoch bald wieder aufgenommen werden. 2011 besteht das *Stipendium Bernardinum* 250 Jahre. Hoffentlich wird dieses besondere Jubiläum nicht unbemerkt vorübergehen.

## Literatur:

Friedrich Wilhelm BAUTZ: Daniel Bernard, in Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 1, Nordhausen 1990, Spalte 528.

De Spiritu Sancto. Bijdragen tot de leer van de Heilige Geest bij gelegenheid van het 2de eeuwfeest van het Stipendium Bernardinum, Utrecht 1964.

Albrecht ERNST: Die reformierte Kirche der Kurpfalz nach dem Dreißigjährigen Krieg (1649-1685), Stuttgart 1996.

Johann F. Gerhard GOETERS: Bernard, Daniel (1676-1761), in: Religion in Geschichte und Gegenwart, Bd. 1, Tübingen 1957<sup>3</sup>, Sp. 1064f.

Friedrich Johann HILDENBRAND: Nachrichten über die Familie Bernard in Frankenthal, über Daniel Bernard (1676-1761) wie über seine Stiftung (Stipendium Bernardinum), in: Monatschrift des Frankenthaler Altertums-Vereins, 24

(1916), S. 7-8, 10-11, 18-19, 22-24. Mit leichten Änderungen auch in: Pfälzisches Museum 34 (1917), S. 2 ff., 57 ff., 85 ff.

Walter JÜNGST und Hans Karl MEIS: Das 150. Jubiläum des Stipendium Bernardinum zu Utrecht 20.-22. Juni 1911. Festbericht im Auftrage des hochwürdigen Curatoriums, Utrecht 1911.

Emil LIND: Daniel Bernard Guilamsz, Heer van Nieuw Hellevoet en de Quak. Eine Studie über den Stifter des „Stipendium Bernardinum“ an der Universität Utrecht, in: Blätter für Pfälzische Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde, 24 (1947) Heft 2, S. 37-75. Enthält auch eine kritische Bibliographie der älteren Literatur.

Sietse Douwes VAN VEEN: Het Stipendium Bernardinum, Utrecht 1911.

Adolf VON DEN VELDEN: Registres de l'Eglise Réformée Néerlandaise de Frankenthal au Palatinat: 1565-1689, 2bde., Bruxelles 1911-1913.

- 
- 1 Rats- und Gerichtsprotokolle 1573-1580 („Statutenbuch“; auch „Holländisches Bürgerbuch“). Im Auftrag des Frankenthalers Altertumsvereins ins Deutsche übertragen von Meredith Hassall. Stadtarchiv Frankenthal: I/1/82, S. 100.
  - 2 VELDEN, Bd. 1, S. 17; HILDENBRAND, S. 8 Anm. 4; FINK, S. 48 (allerdings mit der falschen Jahreszahl 1597).
  - 3 VELDEN, Bd. 1, S. 111; HILDENBRAND, S. 8 Anm. 5; FINK, S. 48f.
  - 4 HILDENBRAND, S. 8; FINK, S. 50.
  - 5 Sein Beruf geht hervor aus dem französischen Taufregister vom 11. März 1688. Siehe Anm. 12.
  - 6 Oft auch „Guilliam“ geschrieben.
  - 7 Auch ihre Schwester Geertruide kam, vielleicht zusammen mit dem Ehepaar Bernard, nach Frankenthal. 1673 war sie Zeuge bei der Taufe von Paulus Bernard. Sie heiratete 1675 Daniel Bootzon (VELDEN, Bd. 2, S. 100) und war zusammen mit ihrem Mann 1675 Zeuge bei der Taufe von Daniel Bernard. Umgekehrt war das Ehepaar Guilliam und Johanna Bernard Zeuge bei der Taufe von Johanna Bootzon, der ältesten Tochter von Geertruide (VELDEN, Bd. 1, S. 246).
  - 8 VELDEN, Bd. 1, S. 243; HILDENBRAND S. 8. Anm. 11. Es gibt keine weitere Spur von ihm. Vermutlich ist er bald gestorben. Er hatte einen älteren Bruder Johannes, der nicht in Frankenthal getauft wurde und also geboren wurde, bevor seine Eltern nach Frankenthal zogen. Nicht Paulus, wie HILDENBRAND, S. 10, behauptet, sondern Johannes war später (1727-1733) Gouverneur und Direktor von Amboina in Indonesien. Er starb am 30. Dezember 1735 in Batavia. Vgl. FINK, S. 43, 51-52.
  - 9 VELDEN, Bd. 1, S. 244; HILDENBRAND S. 8, Anm. 12, vgl. S. 18; FINK, S. 53. Das Geburtsdatum vom 27. Oktober, das VAN VEEN, S. 13 und S. 21, auf Grund des Grabsteines angibt, braucht nicht falsch zu sein, denn hier handelt es sich um den neuen gregorianischen Stil (= 17. Oktober julianischer Stil; das Taufdatum ist ebenfalls in julianischem Stil). Auch in seinem Testament vom 8. Juli 1761 wird als Geburtsdatum der 27. Oktober angegeben (<http://www.hetutrechtsarchief.nl/collectie/akten/testament/u229a2-127-0>).
  - 10 VELDEN, Bd. 1, S. 249; HILDENBRAND, S. 8 Anm. 14.
  - 11 Siehe Anm. 8.
  - 12 FINK, S. 50 behauptet irrtümlich, dass Johanna de Hulter am 11. März 1688 Patin bei einem Mitglied der französischen Familie Bernard war. In Wirklichkeit handelt es sich um die Familie Grandam. „L'onsieme de Mars 1688 Jeanne Elisabet fille du sr. Jacou Grandam marchand e un de nos echevins et de D. Elisabet Gobelin sa femme. Le parein sera

- 
- le Sr. Leonard Veber brasseur et un de nos echevins, la mareine D. Jeanne de Hulters femme du sieur Guillaume Bernard marchand tous demeurans en cette ville" (mit Dank an Dominique Ehrmantraut).
- 13 So auch VAN VEEN, S. 9.
  - 14 VAN VEEN, S. 9-11, 15 und Anlage I (auch in Fink, S. 73). In dieser Familie gab es auch häufig den Namen „Jean“, aber Verbindungen nach Frankenthal können nicht nachgewiesen werden.
  - 15 VAN VEEN, S. 11-12. Auch Daniels Bruder Johannes hatte Schulden bei dieser Familie.
  - 16 „Guil(l)iam“ ist ein unüblicher niederländische Name und m. E. eine Umsetzung des englisch William. Guilliam scheint außerdem auch einen Bruder „Levin“ gehabt zu haben (VAN VEEN, Anlage II).
  - 17 Siehe ERNST, S. 23, 60-62.
  - 18 HILDENBRAND, S. 10. Vgl. FINK, S. 54.
  - 19 VAN VEEN, S. 10-14 zitiert ausgiebig aus diesem Brief von Daniel an seinen Bruder Johannes. Vgl. FINK, S. 52.
  - 20 Vgl. FINK, S. 5.
  - 21 Vgl. FINK, S. 59.
  - 22 FINK, S. 55-56.
  - 23 VAN VEEN, S. 15.
  - 24 VAN VEEN, S. 11, 15.
  - 25 Nicht zu verwechseln mit dem Utrechter Professor Melchior Leydecker (BLGNP IV, S, 306-310).
  - 26 VAN VEEN, Anlage II.
  - 27 VAN VEEN, S. 18-19.
  - 28 VAN VEEN, S. 16.
  - 29 Siehe Genealogie in VAN VEEN, Anlage I. Auch bei FINK, S. 74.
  - 30 VAN VEEN, S. 8. Einzelheiten auf S. 19-21.
  - 31 VAN VEEN, S. 12.
  - 32 VAN VEEN, S. 17f.
  - 33 Später kaufte er auch noch Het Weergoed.
  - 34 VAN VEEN, S. 21.
  - 35 Unser Bild stammt aus: JÜNGST. Es wurde gemacht, als der Grabstein sich noch in der Geertekerk befand. Mit herzlichem Dank an Jaap van Amersfoort. Das Familienwappen von Daniel Bernard, das identisch ist mit dem der Amsterdamer Familie, zeigt ein umgekehrtes Schwert, zu beiden Seiten je ein sechszackiger Stern, Vgl. VAN VEEN, S. 9, Anm. 3. Ein Bild des Grabsteins, seit es in der Buurkerk liegt, findet man auf der Webseite: [http://www.hetutrechtsarchief.nl/collectie/beeldmateriaal/fotografische\\_documenten/1960-1970/81922](http://www.hetutrechtsarchief.nl/collectie/beeldmateriaal/fotografische_documenten/1960-1970/81922)
  - 36 Vgl. <http://www.hetutrechtsarchief.nl/collectie/akten/testament/u229a2-127-0>
  - 37 Zum Testament siehe VAN VEEN, S. 22-24.
  - 38 Den Text der Stiftungsurkunde hat VAN VEEN, S. 25-33, vollständig veröffentlicht. Auch bei FINK, S. 64-72 mit deutscher Übersetzung.
  - 39 Zu der Beschreibung der Grenzen der Unterpfalz siehe HILLENBRAND, S. 22f. und FINK, S. 62.
  - 40 VAN VEEN, S. 33-35.
  - 41 HILDENBRAND, S. 23.
  - 42 FINK, S. 57, 60f.
  - 43 Vgl. FINK, S. 61.
  - 44 VAN VEEN, S. 37, vgl. 45.

## Jochen Desel – Bibliographie 2000 bis 2008

von Walter Mogk

Jochen Desel zum 80. Geburtstag

In dieser Zeitschrift ist bereits die Jochen-Desel-Bibliographie für den Zeitraum bis 1989 (vgl. Der deutsche Hugenott, Juni 1989, 53. Jg., Nr. 2, S. 53-63) und für 1989 bis 1999 (vgl. Hugenotten, 2000, 64. Jg., Nr 1, S. 23-31) erschienen. **Nach den dort genannten Grundsätzen** erfolgt hiermit die Fortsetzung für die Jahre 2000 bis 2008. Die durchlaufende Nummerierung der Titel ist weitergeführt worden, und zwar unter Verwendung vom H als Abkürzung der Zeitschrift „Hugenotten“ und von Jb. Kassel für das „Jahrbuch des Landkreises Kassel“. Indirekt hat Herr Rudolf Römer, Bad Karlshafen, die Fortführung der Jochen-Desel-Bibliographie angeregt. Dank schulden wir für Unterstützung bei den Recherchen dem Leiter des Regionalmuseums Hofgeismar, Herrn Oberstudienrat i. R. Helmut Burmeister, und Frau Hannelore Austermühle von der Geschäftsstelle des Deutschen Hugenotten-Zentrums in Bad Karlshafen. Gewidmet ist diese Übersicht Herrn Dekan emer. Jochen Desel in dankbarer Erinnerung an jahrelange, freundschaftliche Zusammenarbeit zum 80. Geburtstag am 7. Juni 2009.

261. Wer die Geschichte kennt, ist für die Zukunft gerüstet. Ein Rückblick auf das Hugenotten-Jubiläumsjahr 1999 im Kreis Kassel. In: Jb Kassel. 2000, [Bd 28], S. 16.
262. Hugenottische Forschungsstätten (6): Brandenburgisches Landeshauptarchiv in Potsdam. In: H. 2000, 64. Jg., Nr 1, S. 32-34.
263. Hugenotten-Museen in Europa. In: H. 2000, 64. Jg., Nr 3, S. 83-90.
264. Nachruf für Dr. phil. Helmut Cellarius. In: H. 2000, 64. Jg., Nr 4, S. 146.
265. Silberarbeit für das Deutsche Hugenotten-Museum in Bad Karlshafen. In: H. 2001, 65. Jg., Nr 1, S. 28.
266. Daniel-Chodowiecki-Wanderausstellung zum 200. Todestag. In: H. 2001, 65. Jg., Nr 2, S. 35-36.
267. Säfte im Deutschen Hugenotten-Museum Bad Karlshafen. In: H. 66. Jg., Nr 2, S. 82-83.
268. Nachruf für Marie Sophie Stoll. In: H. 2002, 66. Jg., Nr 3, S. 126.
269. und Andreas Flick: Drei interessante Neuerwerbungen der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft. In: H. 2002, 66. Jg., Nr 4, S. 159.
270. Johann Wilhelm Meils Radierung: Die Aufnahme der Réfugiés in Brandenburg. In: H. 2003, 67. Jg., Nr 1, S. 22-25.
271. Arbeitskreis für Genealogie in der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft. In: H. 2003, 67. Jg., Nr 2, S. 70.

272. „Les jours de mon pelerinage sont courts et mauvais.“ Die Begräbniskultur der Hugenotten. In: H. 2003, 67. Jg., Nr 3, S. 100-110.
273. Hugenotten in Hessen. Beispiele einer gelungenen Integration. In: Jb Kassel. 2004, [Bd 32], S. 104-110.
274. Lippoldsberg. In: Die benediktinischen Mönchs- und Nonnenklöster in Hessen. St. Ottilien 2004. S. 741-767. = Germania Benedictina. VII.
275. Pfarrergeschichte des Kirchenkreises Hofgeismar von den Anfängen bis 1980. Für den Druck bearb. von Andreas Heiser. Marburg / Lahn 2004. 998 S. = Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen. 33.
276. Rezension von de Lange, Albert / Schwinge, Gerhard (Hrsg.): Beiträge zur Waldensergeschichtsschreibung insbesondere zu deutschsprachigen Waldenserhistorikern des 18. bis 20 Jahrhunderts. Oetisheim – Schöneberg 2003. = Waldenserstudien. Bd 1. In: Jahrbuch der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung. 2004, Bd 55, S. 370-374.
277. Rezension von de Lange, Albert / Schwinge, Gerhard (Hrsg.): Pieter Valkenier und das Schicksal der Waldenser um 1700. Heidelberg 2004. = Waldenserstudien. Bd 2. In: Jahrbuch der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung. 2004, Bd 55, S. 374-377.
278. Die diensttuenden evangelischen Pfarrer in der Gemeinde Schöneberg. In: Ma maison sera appellee maison dorason. Mein Haus wird ein Bethaus genannt werden. Jesaja 56,7. 300 Jahre Kirche in Schöneberg. Ein Lesebuch zur Geschichte einer Kirche und ihrer Gemeinde. [Hofgeismar 2006]. S. 22-40.
279. Arbeitskreis für hugenottische und waldensische Genealogie. In: H. 2005, 69. Jg., Nr 1, S. 34-35.
280. Das Deutsche Hugenotten-Museum stellt sich vor. Ein Zwischenbericht. In: H. 2005, 69. J., Nr 3, S. 147-149.
281. Hugenottenausstellung in Berlin. In: H. 2006, 70. Jg., Nr 1, S. 33-35.
282. Waldensische Ortssippenbücher von Dr. Theo Kiefner. In: H. 2006, 70. Jg., Nr 2, S. 69-72.
283. Ernst Albert Fischer-Corlins Bild „Der Empfang von Réfugiés durch den Großen Kurfürsten“. In: H. 2006, 70. Jg., Nr 3, S. 133-135.
284. Der Empfang der Glaubensflüchtlinge in Brandenburg. Kupferstich von Johann Jakob Thurneysen d. Ä. In: H. 2006, 70. Jg., Nr 4, S. 159-161.
285. Nachruf für Robert Willem Peyrot. In: H. 2008, 72. Jg., Nr 1, S. 35-36.
286. Brigitte Lorenz †. In: H. 2008, 72. Jg., Nr 1, S. 39.
287. Wandern auf den Spuren der Hugenotten. In: H. 2008, 72. Jg., Nr 3, S. 121-123.
288. „Gott sei ihr Gleitsmann und stehe ihnen bei an allen Orten“ Fakten, Zahlen und Beschreibungen zu den Fluchtwegen der Hugenotten und Waldenser aus Frankreich in deutsche Territorien. In: Andreas Flick und Walter Schulz (Hg.): Von Schweden bis Südafrika. Vorträge der Internationalen Hugenotten-Konferenz 2006. From Sweden to South Africa. Proceedings of the International Huguenot Conference in Emden 2006. Bad Karlshafen 2008. S., 95-122. = Geschichtsblätter der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft. Bd. 43.

## Neuerscheinungen zum Calvin-Jahr 2009 (Teil 2)

von Andreas Flick

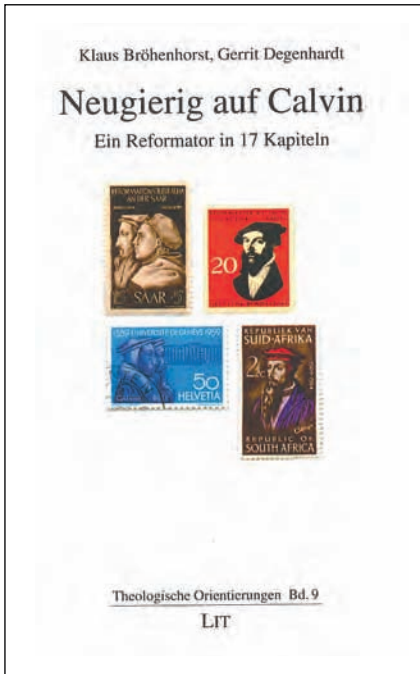
**Uwe Birnstein: Der Reformator. Wie Johannes Calvin Zucht und Freiheit lehrte, Wichern-Verlag Berlin 2009, 120 Seiten mit Abbildungen, kartoniert, 9,95 €, ISBN 978-3-88981-254-4.**



Der Verfasser Uwe Birnstein arbeitet seit 20 Jahren als Autor und Redakteur für Zeitschriften, Hörfunk und Fernsehen, was durchaus ein Vorteil ist. Er zählt nicht zur Gruppe der ausgewiesenen Calvin-Forscher, die 2009 ihr Buch auf den Markt bringen. Johannes Calvin ist für Birnstein einer der Kirchenväter, „*die entscheidende Weichen gestellt haben für die Freiheit der heutigen Christenheit*“ (S. 8). Nach Ansicht des Autors war die strenge Zucht die „*dunkle Kehrseite der Frohen Botschaft*“ (S. 8), die der Genfer Reformator verkündete. Birnsteins Opus ist eine ausgesprochen gut lesbare, auch für theologische Laien geeignete Lektüre über das Leben des bedeutendsten reformierten Theologen, an dem – wie der Verfasser treffend bemerkt – „*sehr vieles fremd bleibt*“ (S. 8). Deutlicher als andere Autoren im Calvin-Jahr vermeidet es

Birnstein, die finsternen Seiten Calvins (Stichwörter: Befürwortung der Hexenverfolgung, Verbrennung des Arztes Michael Servet und Bekämpfung Andersdenkender) weiß zu waschen. Zum Glück ist er dabei nicht so reißerisch, wie es die Presse-Information des Wichern-Verlags andeutet. Immer wieder klingt bei Birnstein an, wie wichtig es dem aus der Picardie stammenden Reformator war, allein Gott die Ehre zu geben. Auch wenn ausgewiesene Calvin-Kenner bei der einen oder anderen Aussage Birnsteins die Nase rümpfen werden, zählt dieses Buch ohne Zweifel zu den erfreulichen Publikationen im Calvin-Jahr-2009. Eloquent führt der Autor in 9 Kapiteln, denen jeweils ein Bild vorangestellt ist, durch die Vita des reformierten Kirchenvaters. Im Anschluss an die Biographie sind noch einmal die Lebensdaten des Reformators sowie eine kleine Zitatensammlung über Calvin abgedruckt.

**Klaus Bröhenhorst und Gerrit Degenhardt: Neugierig auf Calvin. Ein Reformator in 17 Kapiteln (= Theologische Orientierungen, Bd. 9), Lit-Verlag Münster 2008, 87 Seiten mit Abbildungen, kartoniert, 14,90 €, ISBN 978-3-8258-1788-6.**

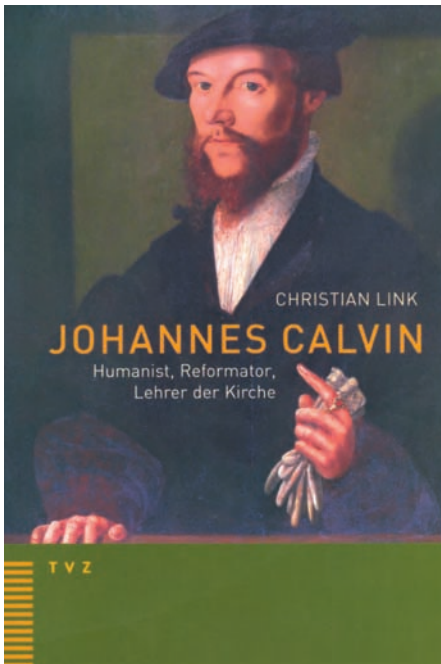


Wer eine didaktisch gut aufbereitete Publikation zu Johannes Calvin sucht, die flüssig zu lesen ist, der ist mit diesem kleinen Buch gut bedient. Verfasst wurde es von Klaus Bröhenhorst (Pfarrer der Evangelisch-reformierten Kirchengemeinde Hildesheim) und Pfarrer Gerrit Degenhardt (Pfarrer der Evangelisch-reformierten Kirchengemeinde Wolfsburg). Manchmal sind die Formulierungen jedoch meinem Geschmack nach zu flapsig geraten, etwa wenn gesagt wird, dass Calvin in Genf zunächst „für'n Appel und'n Ei“ arbeitete (S. 22). In 17 Kapiteln werden sowohl die Biographie Calvins als auch die Grundzüge seiner Theologie in knapper und sachkundiger Form dargestellt. In die Kapitel führt jeweils ein fiktives Gespräch ein. Die Autoren wollen aufklären, Calvin vorstellen und auf ihn neugierig machen, da der

Reformator oft „*eher als die dunkle Folie verhandelt [wird], um von derselben Martin Luther als einzig wahren Reformator positiv abzuheben*“ (S. 1). In ihrer Publikation räumen Bröhenhorst und Degenhardt mit manchem Vorurteil gegenüber dem Genfer Reformator auf. Deutlich ist das apologetische Anliegen der beiden reformierten Autoren (z.B. bei der leicht verständlich erklärten Prädestinationslehre, im Fall der Hinrichtung des Arztes Michael Servets oder hinsichtlich Max Webers These bezüglich der Entstehung des neuzeitlichen Kapitalismus). Es wird verdeutlicht, dass die Aussagen Calvins nicht von seiner Lebenslage abzulösen sind, in der er sich befindet, „*Verfolgung und Bedrohung*“ (S. 19). Die Autoren benennen auch die Ursache für das dunkle Calvin-Bild in der Literatur: „*Das allgemeine Calvin-Bild ist deshalb negativer gezeichnet als das Bild Luthers oder Zwinglis, weil Calvin immer ‚ille Gallus‘ (jener Franzose) blieb. Anders als Luther in Deutschland und Zwingli in der Schweiz hat Calvin keine Karriere als ‚Nationalheiliger‘ antreten können. Das hat ihn ungleich angreifbarer gemacht*“ (S. 37). Den Abschluss der lesenswerten Publikation bildet ein kleines Calvin-Abc.



**Christian Link: Johannes Calvin: Humanist, Reformator, Lehrer der Kirche, Theologischer Verlag Zürich 2009, 76 Seiten m. farbigen Abbildungen, 13,20 €, ISBN 987-3-290-17510-8.**



Auch Christian Link, emeritierter Professor der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum und Mitherausgeber der Calvin-Studienausgabe, legt mit seinem gut lesbaren und mit farbigen Bildern garnierten Buch eine der erfreulichen Neuerscheinungen des Calvin-Jahres-2009 vor. Der biographische Teil setzt mit Calvins Berufung in Genf ein, um dann im Rückblick den Lebensweg des Reformators zu gestalten. Links Publikation, die keine reine Biographie darstellt, führt in Calvins Theologie ein, wobei der Autor sie in gelungener Weise den gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen zuordnet. „*Calvin wird zum Sprachrohr der Verfolgten*“ (S. 23). Der Leser, der freilich ein wenig den biographischen Überblick

verliert, kann so nachvollziehen, welche Grundentscheidungen zu Calvins „*ausgesprochen streitbare[r] Theologie*“ (S. 20) geführt haben. Diese stand vor Aufgaben und Herausforderungen, die mit dem Aufbruch der deutschen und Schweizer Reformation kaum vergleichbar sind. Nach Link ist Calvins Theologie die „*erste kontextuelle Theologie Europas*“ (S. 24). Der Autor stellt die These auf, dass die frühen reformierten Gemeinden nicht den Leidensweg gegangen wären, wenn „*Calvin sie in seinen Schriften nicht mit jener Leidenschaft zum öffentlichen Bekennen aufgerufen und sie dadurch in einen absehbaren Konflikt mit der staatlichen Gewalt geführt hätte*“ (S. 35). In seinem durchaus anspruchsvollen Kapitel „*Theologische Entscheidungen*“ (S. 41-73) behandelt der Verfasser u. a. die Themenbereiche Gotteserkenntnis und Selbsterkenntnis, die Ethik, die Ekklesiologie, die Kirchenordnung und die Kirchenzucht, die für Link „*das fremdeste Stück der Genfer Kirchenordnung*“ (S. 68) darstellt. Sie hat „*das Bild Calvins und seiner Kirche nachhaltig verdunkelt*“ (S. 69). Calvin war kein Vorkämpfer der modernen Toleranz. „*Hier zeigt sich eine Grenze der Reformation*“ (S. 72), stellt Link gegen Ende seiner Ausführungen fest.

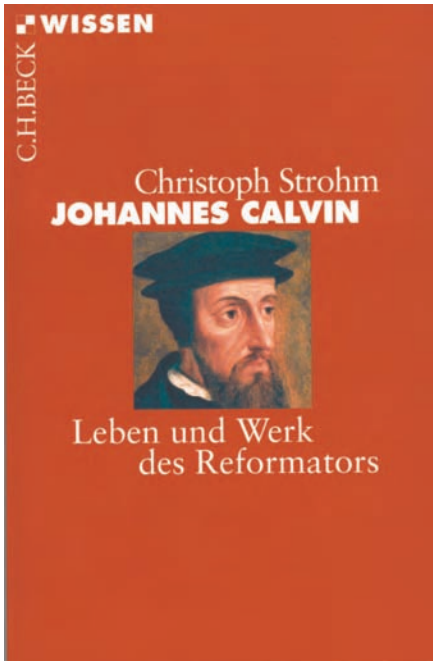
**Hans Ulrich Reifler: Johannes Calvin. Nichts tröstet mächtiger, Brunnen Verlag Basel u. Gießen, 115 Seiten mit farbigen Abbildungen und einer PowerPoint-Präsentation zu Leben, Werk und Wirkung Calvins, 16,95 €, ISBN 978-3-7655-1701-3.**



Der Verfasser Hans Ulrich Reifler ist Dozent am theologischen Seminar St. Chrischona bei Basel. Wie es dem Verlagsprofil entspricht, handelt es sich um ein erbaulich orientiertes Buch. Das unterstreicht auch der Untertitel „Nichts tröstet mächtiger“. Der Autor stellt fest, dass Calvins „*bi-belorientierte Theologie und konsequente Schriftauslegung*“ (S. 9) nicht nur für die reformierten Kirchen, sondern auch für zahlreiche Freikirchen prägend war. In knapper Form wird zunächst das Leben und Werk Calvins ergänzt durch passende Zitate vorgestellt, wobei auffällig schnell über die dunklen

Seiten der Ära Calvin hinweggestiegen wird. Es schließt sich ein Abschnitt über den weltweiten Einfluss Calvins an, der mit der Schilderung von Calvins Einfluss auf die Musik beginnt. Von deutscher Kirchengeschichte bzw. Hugenottengeschichte hat der Verfasser offensichtlich nur wenig Ahnung. So behauptet er fälschlich pauschal, dass „*die reformierten Gemeinden in Deutschland*“ (S. 69) von wallonischen, flämischen und „*französischen Hugenottenflüchtlingen*“ gegründet worden sein. Peinlich wird es, wenn Oskar Lafontaine zum Träger eines hugenottischen Namens deklariert wird (S. 69). Auch wenn das Werk Reiflers das beste Bildmaterial unter den bislang in HUGENOTTEN vorgestellten Publikationen zum Calvin-Jahr enthält, so kann man über die Auswahl einzelner Bilder trefflich streiten. Die kitschige Tulpenpracht vor einer Windmühle (S. 71), der Mond im Lilahimmel (S. 78), das weihnachtliche Kirchenglasfenster (S. 96), der Sportler (S. 107) – um nur einige erbauliche Fehlgriffe zu nennen – bilden eine Disharmonie zu der ansonsten passablen Bildauswahl. Peinlich ist das Foto eines Kruzifixes neben der Aufzählung der bedeutendsten reformierten Bekenntnisschriften auf S. 54. Untersagen doch gerade die genannten Bekenntnisschriften ausdrücklich eine bildliche Darstellung Jesu am Kreuz. Gefallen hat dagegen der Abdruck einer längeren Weihnachtspredigt Calvins auf den Seiten 91 ff. Es bleibt festzustellen, dass ein wirklich überzeugender Farbbildband in Verbindung mit einem qualitativ guten Text bislang ein Desiderat des deutschsprachigen Büchermarktes im Calvin-Jahr 2009 bleibt.

**Christoph Strohm: Johannes Calvin. Leben und Werk des Reformators, Verlag C.H. Beck München 2009, 128 Seiten mit Abbildungen, 7,90 €, ISBN 978-3-406-56269-3.**

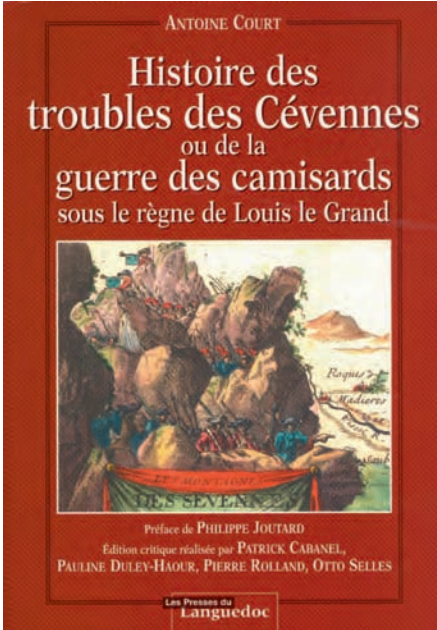


Christoph Strohm, Ordinarius für Reformationsgeschichte und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Heidelberg, geht es in seiner Publikation nicht um literarische Effekte, wie sie bei einzelnen Neuerscheinungen zum Calvin-Jahr anzutreffen sind. Vielmehr schreibt er nur das, was er als Theologe auch historisch verantworten kann. Aufgebaut ist die Publikation, die vom profunden historischen und theologischen Wissen des Verfassers ein Zeugnis ablegt, chronologisch. Strohm stellt das Leben und Werk eines Theologen mit auffallend „*gegensätzlichen Wesenszügen und Ambivalenzen*“ dar, dessen kontroverse Beurteilung bis in die Gegenwart andauert. Das vorliegende Buch ist kein apologetisches Werk, das die Handlungen des Genfer Reformators beschönigt.

Ohne ein vorschnelles Urteil zu fällen, stellt Strohm insbesondere in dem Kapitel „*Streit um die Praxis der Kirchenzucht*“ historische Fakten vor, die bei Calvin und seinen Mitstreitern Toleranz vermissen lassen. Dennoch äußert Strom, dass „*das populäre Bild Calvins als eines geistlichen Diktators*“ (S. 66) den Blick auf die geschichtliche Realität im Genf der Reformationszeit verstellt. An anderer Stelle schreibt er über Calvins Persönlichkeit mit kritischem Unterton: „*Er verfügte über einen außergewöhnlichen Gestaltungswillen und konnte Widerspruch nur schwer oder gar nicht ertragen ... Er sah sich als Werkzeug Gottes, das nicht in eigener Verantwortung, sondern im Auftrag handelte*“ (S. 67). Für Strom, dem es gelingt, auch komplizierte Sachverhalte verständlich zu behandeln, war Calvin „*zuallererst Schrifttheologe*“ (S. 95). Gegen Ende seiner überzeugenden Ausführungen über das Leben und Werk des Reformators betrachtet der Autor die Ausbreitungslinie der Gedanken Calvins im europäischen und amerikanischen Kontext und deren Kulturwirkung. Die solide Machart dieser Publikation erkennt der Leser auch an den beiden beigefügten Landkarten, einer hilfreichen Zeittafel, den umfangreichen Literaturhinweisen und dem sinnvollen Personenregister, das man in vergleichbaren Neuerscheinungen zumeist vergeblich sucht.

## Buchvorstellung

**Antoine Court: Histoire des troubles des Cévennes ou de la guerre des camisards sous le règne de Louis Grand, Les Presses du Languedoc Montpellier 2002. 651 Seiten, ISBN: 2-85998-260-4, 40,- €** [Das Buch kann infolge der Kooperation der DHG mit dem Verlag direkt über die Geschäftsstelle, Hafenplatz 9a in 34385 Bad Karlshafen bezogen werden].



Die „Geschichte der Cevennenunruhen“, die 1760 anonym in drei Bänden publiziert und nur ein einziges Mal, im Jahre 1819, wiederverlegt wurden, nehmen einen besonderen Platz in der Historiographie der Kamisardenkriege ein. Vom Schweizer Exil bis zu den Wüsten der Cevennen, Antoine Court hat nie aufgehört, sich mit dem Thema zu beschäftigen, und hat in dieser Auseinandersetzung sein Lebenswerk erschaffen. Er hat die Orte des Geschehens besucht, die mündlich tradierte Erinnerung festgehalten, zahlreiche Berichte und Erinnerungen von Zeitzeugen zusammengetragen, namentlich die der Überlebenden. Er hat mit der Feder in der Hand seine katholischen wie auch protestantischen Vorgänger studiert und schuf

das erste große moderne Geschichtswerk zu den Kamisardenkriegen. Dabei hat Court ein kritisches Geschichtswerk verfasst, bemüht darum, die Wahrheit oder wenigstens die Wahrscheinlichkeit inzwischen all den Über- oder Untertreibungen beider Seiten zu rekonstruieren. Der Verfasser, der die Gewalt auf beiden Seiten ablehnt, versäumt nicht, die am Ursprung stehende Aggression der katholischen Monarchie anzuklagen, die sich schuldig machte, indem sie das Edikt von Nantes widerrief und den Protestanten die Gewissensfreiheit aberkannte. Bis zum heutigen Tag bleibt sein Buch ein eindringliches Zeugnis und Plädoyer für die Gewissensfreiheit. Das Verlagsanliegen war es, neben einem der modernen französischen Schreibweise angepassten Text eine fundierte kritische Edition zu bieten. Diese stützt sich auf Anmerkungen von Patrick Cabanel und Pierre Rolland, eine Chronologie zum Leben des Autors, eine Bibliographie und drei einleitenden Texte von Otto Selles, Pauline Duley-Haour und Patrick Cabanel. Die Einleitung wurde von Philippe Jouard verfasst. Diese Edition verspricht, für lange Zeit ein unerlässliches Standardwerk zu werden. (DHG)

## Neue Bücher und Aufsätze zum Thema Hugenotten und Waldenser

**Karla Apperloo-Boersma/Hermann J. Selderhuis:** Calvin en de Nederlanden, Apeldoorn 2009.

**Jérôme Cottin:** Jean Calvin und die Modernität Gottes, 1509-1564, (aus dem Französischen), 2008 o. O.

**Axel Delorme:** Chronik der Hugenottenfamilie Delorme aus Burg bei Magdeburg, Burgwedel 2008.

**Edward Dommen/James D. Bratt:** John Calvin rediscovered: the impact of his social and economic thought (Princeton Theological Seminary studies in reformed theology and history), Louisville/Ky [u. a.] 2007.

**Matthias Freudenberg (Hg.):** Calvin-Brevier, Neukirchen-Vluyn 2008.

**Matthias Freudenberg/Georg Plasger (Hg.):** Calvin-Lesebuch, Neukirchen-Vluyn 2008.

**Wulfert de Greef:** Johannes Calvin. Eine Einführung in seine Schriften, (aus dem Niederländischen), Neukirchen-Vluyn 2009.

**David W. Hall/Peter A. Lillback:** A theological guide to Calvin's Institutes: essays and analysis, Philippsburg 2008.

**Martin E. Hirzel/Martin Sallmann (Hg.):** 1509 – Johannes Calvin – 2009: sein Wirken in Kirche und Gesellschaft. Essays zum 500. Geburtstag (= Beiträge zu Theologie, Ethik und Kirche, 5), Zürich 2008.

**Klaas Huizing:** Calvin ... und was vom Reformator übrig bleibt, Frankfurt a. M. 2008.

**Benjamin J. Kaplan:** Divided by Faith. Religious Conflict and the Practice of Toleration in Early Modern Europe, Cambridge (Mass.)/London 2007.

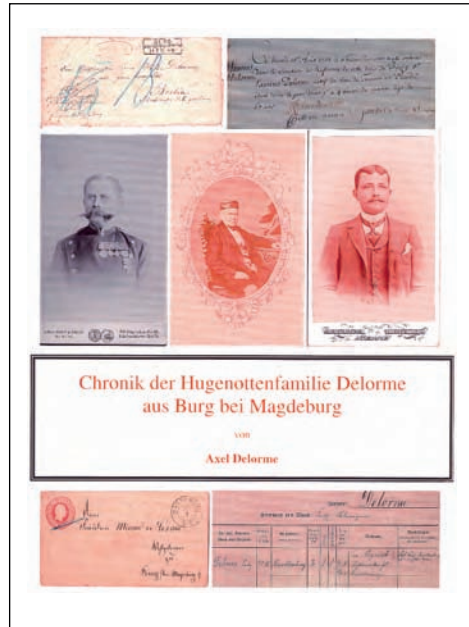
**Christian Link:** Johannes Calvin: Humanist, Reformator, Lehrer der Kirche, Zürich 2009.

**Donald K. McKim (Ed.):** Calvin and the Bible, Cambridge [u. a.] 2006.

**Calvin: Das Magazin zum Calvin-Jahr 2009**, hg. v. Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland und Reformierten Bund in Deutschland, Altenburg 2008.

**Peter Opitz:** Leben und Werk Johannes Calvins, Göttingen 2009.

**T.H.L. Parker:** Johannes Calvin. Ein großer Reformator (aus dem Englischen), Holzgerlingen 2009.



## Kurzmeldungen



- **Deutsches Historisches Museum Berlin:** Der niederländische Ministerpräsident Jan Peter Balkenende (Foto) hielt in Anwesenheit des Ratsvorsitzenden der EKD Bischof Wolfgang Huber, des Bundesministers Thomas de Maizière vor über 450 geladenen Gästen im Deutschen Historischen Museum eine eloquente Eröffnungsansprache für die bemerkenswerte Ausstellung **Calvinismus. Die Reformierten in Deutschland und Europa**. „*Ich fand Ihre Einladung nicht zu verachten*“ zitierte der reformierte Politiker schmunzelnd den Reformator Johannes Calvin. Die Ausstellung, zu der auch ein umfangreicher Katalog erschien, kann noch bis zum 19. Juli 2009 besichtigt werden. Nähere Informationen siehe unter [www.dhm.de](http://www.dhm.de).
- **Wanderausstellung im Deutschen Hugenotten-Museum:** Vom 11. April bis 10. Mai 2009 zeigt das Deutsche Hugenotten-Museum in Bad Karlshafen die von der EKD und dem Reformierten Bund konzipierte Wanderausstellung „500 Jahre Johannes Calvin – Leben und Werk eines europäischen Reformators.“
- **Jochen Desel (80):** Dekan em. Jochen Desel, der von 1985 bis 1999 das Amt des Präsidenten der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft (bzw. des DHV) innehatte, feiert am 7. Juni 2009 seinen 80. Geburtstag. Desel, der als Vizepräsident im Vorstand der DHG mitarbeitet und der mit großem Engagement das Deutsche Hugenottenmuseum leitet, verdankt die Hugenottenforschung durch seine Bücher und Aufsätze mannigfaltige Impulse (vgl. hierzu S. 52 ff). Er ist zudem der „Vater“ des

## SIE HATTEN CALVIN IM GEPÄCK

Calvin und die Hugenotten in Deutschland



Eine Ausstellung des

DEUTSCHEN HUGENOTTEN-MUSEUMS

Bad Karlshafen • Hafensplatz 9 a

11. JULI - 31. OKTOBER 2009

täglich (außer montags) 10 - 17 Uhr • [www.hugenottenmuseum.de](http://www.hugenottenmuseum.de)

„Deutschen Hugenotten-Zentrums“. Pünktlich zu seinem Geburtstag wird in der Reihe der Geschichtsblätter sein Buch „Hugenottenfamilien und Waldenser und ihre Familien im Landkreis Kassel. Von der Einwanderung 1685 bis ca. 1800.“ erscheinen. Der Vorstand der DHG wünscht ihm alles Gute und Gottes Segen zum Geburtstag.

• **Deutsches Hugenotten-Museum Bad Karlshafen:** Beim Hugenottenfeste 2009 in Bad Karlshafen (10. bis 12. Juli) wird am 11. Juli im Deutschen Hugenotten-Museum die Sonderausstellung „Sie hatten Calvin im Gepäck. Calvin und die Hugenotten in Deutschland“ eröffnet. Die Ausstellung soll zeigen, wie sich das Gemeindeleben der Hugenotten nach calvinistischem Vorbild gestaltete und wie die Lehre Calvins in Deutschland weiterwirkte. Am 12. Juli findet um 11.15 Uhr im Landgrafen-saal (Rathaus) ein Podiumsgespräch über den „nicht anwesenden Johannes Calvin“ statt.

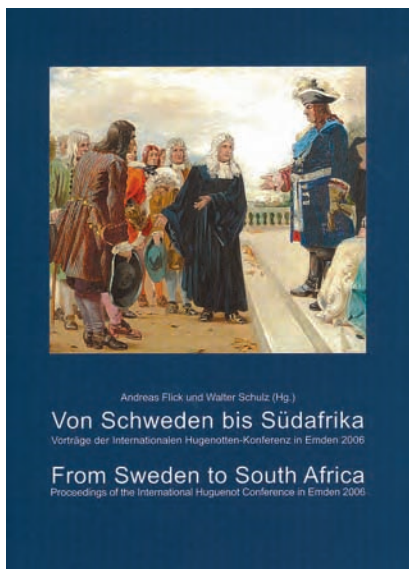
• **Calvin-Festtag in Berlin:** Die Evangelische Kirche in Deutschland und der Reformierte Bund gestalten aus Anlass des 500. Geburtstags des Reformators Johannes Calvin am 10. Juli 2009 in der Französi-schen Friedrichstadtkirche am Gen-

darmenmarkt in Berlin einen Calvin-Festtag. Die Feier beginnt um 13.45 Uhr und endet um 18.30 Uhr (Zeitänderungen noch möglich). Die Festrede zum Thema „Die europäische Dimension des Calvinismus“ hält Außenminister Frank-Walter Steinmeier. Anschließend beginnt das „open end“ rund um den „Französischen Dom.“

### Herzliche Einladung zur Mitgliederversammlung der DHG 2009

am Samstag, 6. Juni 2009, um 9.00 Uhr im Gemeindehaus der Protestantischen Zwölf-Apostel-Kirchengemeinde in Frankenthal/Pfalz, Carl-Theodor-Straße 2  
Tagesordnung: 1. Begrüßung, 2. Rechenschaftsbericht, 3. Abnahme der Jahresrechnungen, 4. Entlastung des Vorstandes und der Geschäftsführung für 2007 und 2008, 5. Neuwahl des Vorstandes, 6. Mitgliedsbeitrag und 7. Verschiedenes

**Deutsche Hugenotten-Gesellschaft e.V., Hafenplatz 9a, 34385 Bad  
Karlishafen PVST, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, H 21546**



**Andreas Flick  
und Walter Schulz (Hg.):  
Von Schweden bis  
Südafrika. Vorträge der  
Internationalen Hugenotten-  
Konferenz 2006**

From Sweden to South Africa.  
Proceedings of the  
International Huguenot  
Conference in Emden 2006  
(= Geschichtsblätter der  
Deutschen Hugenotten-  
Gesellschaft, Bd. 43), 2008  
362 Seiten mit Abbildungen  
ISBN 978-3-930481-26-2  
22,80 €

**Verlag der Deutschen Hugenotten-Gesellschaft**

Hafenplatz 9a in 34385 Bad Karlishafen

Tel 05672-1433 / Fax 05672-925072 / Email [dhgev@t-online.de](mailto:dhgev@t-online.de)